

Das Sammeln, Archivieren und Bearbeiten jüdischer Lebensgeschichten ist ein Forschungsschwerpunkt am Institut für Geschichte der Juden in Österreich. Sein Archiv besitzt etwa 260 autobiographische Schriften meist ehemaliger jüdischer Österreicher/innen. Seit 1989 hat das Institut zehn Autobiographien publiziert, zuletzt im Frühjahr 2006, als »Herrlich ist's in Tel Aviv – aus der Wiener Perspektiv. Erinnerungen« von Anny Robert erschien, im Herbst dieses Jahres wird Jonny Moser, »Wallenbergs Laufbursche. Jugenderinnerungen 1938–1945« herauskommen.

Das vorliegende Heft befasst sich daher nicht zufällig mit jüdischen Lebensgeschichten. Es zeigt die Vielfalt von Ego-Dokumenten und geht dabei auch auf methodische Fragen bei deren Bearbeitung ein. So zeigt Birgit Wiedl, dass bereits die frühesten, aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit stammenden Autobiographien wesentliche Merkmale aufweisen, die dieses Genre bis heute prägen: Jüdische und christliche Werke unterschieden sich zwar inhaltlich, nicht aber formal und reflektierten meist das bürgerliche Selbstbewusstsein.

Der weitgehend schichtspezifische Charakter autobiographischer Schriften kann durch Oral History-, also Interviewprojekte durchbrochen werden. Maria Ecker stellt ein Projekt vor, das der amerikanische Psychologe David Boder bereits 1946 mit Holocaust-Überlebenden durchführte, und zeigt, wie schwierig es sowohl für die Interviewten als auch für den Interviewer war, die Gräueltaten des Holocaust zu erfassen, und wie diese Problematik auch Form und Inhalt der Interviews beeinflusste. Dieter Hecht geht in seinem rezenten Interviewprojekt

mit aus Österreich vertriebenen und heute in Israel lebenden jüdischen ÖsterreicherInnen der Frage von deren Beziehung zur alten und neuen Heimat und Sprache nach. Dass die Liebe zu Österreich noch in der »Zweiten« Generation fast »krankhaft«, da unerwidert, sein kann, zeigt Albert Lichtblau am Beispiel von Miguel Herz-Kestranek, der sich, ebenso wie sein Vater, nirgends so beheimatet fühlt wie in St. Gilgen und dort dennoch als »Fremder« und »Wiener« gilt.

Die Anteilnahme der Juden am allgemeinen historischen Geschehen in Österreich zeigt ein Tagebuch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, das Gottfried Glaßner vorstellt. Im nachrevolutionären Wien des Jahres 1848 war es dem anonymen Autor lediglich in den Predigten von Isaak Noah Mannheimer im Seitenstettentempel oder im Theater möglich, »freisinnige« und obrigkeitsskritische Worte zu hören.

Die Liebe zur Kultur sowie den Glauben an den Humanismus retteten viele aus Österreich Vertriebene auch in die Emigration hinüber, wie Helga Embacher am Beispiel des Musikers und Weltbürgers Herbert Zipper zeigt. Die enormen Probleme und Rückschläge, welche EmigrantInnen und KZ-Überlebende beim Aufbau neuer Existenzen zu überwinden hatten, sind Inhalt weiterer, sehr unterschiedlicher Lebensgeschichten.

Anhand von Entschädigungsanträgen an den National- und Entschädigungsfonds, die in erster Linie von der Trauer um verlorene Angehörige geprägt sind, weist Renate Meissner auf die Unmöglichkeit von finanzieller »Wiedergutmachung« hin.

Eleonore Lappin



»Damit man müg sprechen,



Birgit Wiedl

»**D**an so ichs nit schreib, so acht ichs für verporgn in aller Welt«: Mit diesen – selbstironischen – Worten kommentierte der Hofrichter des Klosters Neustift bei Brixen, Georg Kirchmair (1481–1553), den Fall der Mittelmeerinsel Rhodos an das Osmanische Reich im Jahr 1523. Obgleich sich seiner mehr als marginalen Rolle im Rahmen der Geschichtsschreibung bewusst, konnte Kirchmair nicht umhin, das Ereignis in seinen »Denkwürdigkeiten«¹ zu vermerken. Dies ist ein ungewöhnliches Bezugnehmen auf seine eigene Rolle, denn obwohl Georg Kirchmair immer wieder Persönliches in seine 1519 als Lebensgeschichte Kaiser Maximilians begonnenen Aufzeichnungen einfließen ließ, ist die Intention seines zunächst auch nicht für eine weitere Verbreitung gedachten Werkes nicht diejenige, die Nachwelt mit seinem eigenen, persönlichen Leben bekannt zu machen – sehr wohl aber mit seinen politischen Ansichten und Aktivitäten.

Hierin ähneln Kirchmairs »Denkwürdigkeiten«, obgleich sowohl in der Zielsetzung als auch in der Form der Darstellung völlig unterschiedlich, den wohl bedeutendsten jüdischen »Memoiren« des 16. Jahrhunderts, den auf hebräisch abgefassten Schilderungen Josels von Rosheim (1476–1554). Ähnlich Kirchmair beginnt Rosheim seine Aufzeichnungen mit einem historischen Rückblick, nämlich den Erzählungen seines Vaters über dessen Erfahrungen am Ende des 15. Jahrhunderts, und wandelt diese dann immer mehr in eine Dokumentation seiner eigenen politischen Aktivitäten bis zum Jahr 1547.

Keiner der beiden Zeitgenossen hat es sich jedoch zur Aufgabe gemacht, das eigene Leben im heutigen Sinn einer Autobiographie darzustellen – weder die eigene Kindheit und Jugend noch die berufliche Tätigkeit werden thematisiert. Familie und Kinder finden zwar marginale Erwähnung, sind aber für den Zweck

der Texte nicht von Bedeutung. Diese Auffassung von autobiographischem Schreiben als Darlegung einer Kette von Geschehnissen, die an der eigenen Person lediglich verankert werden, diese aber nicht zum Zentrum haben, teilen sie mit den meisten ihrer zeitgenössischen Schriftstellerkollegen. So hat auch der Autor des titelspendenden Zitats und Verfasser zahlreicher autobiographischer Schriften, Siegmund von Herberstein (1486–1566), bei der Schilderung seines bewegten Diplomatenlebens, das ihn unter anderem an den dänischen, polnischen, spanischen und russischen Hof sowie in das Lager Sultan Süleimans des Prächtigen führte, zwar durchaus seinen Nachruhm im Auge, stellt aber dennoch seine Person selten in den Mittelpunkt der Darstellung. Ein heutiger Leser, dessen erster Griff bei Interesse an einer bestimmten Person und ihrem individuellen Lebensweg oft der nach einer Autobiographie ist, wäre daher von den Werken Herbersteins, Kirchmairs und Josels enttäuscht.

Zeugnisse eines erwachenden individuellen Selbstbewusstseins

Autobiographie ist nicht gleich Autobiographie, und für die früheren Jahrhunderte gilt dies in besonderem Maße – das zeigt schon allein die Tatsache, dass der Fachausdruck »Autobiographie« erst am Ende des 18. Jahrhunderts entstand. Das Verfassen einer Autobiographie, ja eines jeden selbstreflektierenden Textes, setzt ein gewisses Bewusstsein vom eigenen Ich voraus. Die Entwicklung eines solchen Bewusstseins, also im weitesten Sinn die Entstehung des modernen Individuums, ist jedoch ein historischer Prozess, dessen Verlauf zwar umstritten ist, dessen Ursprünge aber kaum vor die Zeit des Spätmittelalters und der Renaissance gesetzt werden können. Dies bedeutet zwar nicht, dass es im Mittelalter

das ainer gelebt hat.«

Der lange Weg zur modernen Autobiographie



Ulrich von Liechtenstein. Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse), Zürich 1305 bis 1340. Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 237r

keine Individualität gab und aus dem Mittelalter keine sogenannten »Selbstzeugnisse« überliefert sind, diese sind jedoch sowohl von ihrem Charakter als auch von ihrer Intention her völlig anders gelagert. So sind die »klassischen« Lebensbeschreibungen mittelalterlicher Personen, wie etwa die hagiographischen Biographien von Heiligen oder die Aufzeichnungen der Taten bedeutender politischer Figuren wie Kaiser Karls »des Großen« und Friedrich Barbarossas, von Außenstehenden verfasst worden. Durch den oft vorhandenen großen zeitlichen Abstand zwischen dem tatsächlichen Leben

der beschriebenen Person und der Niederschrift dieser Beschreibung, der teilweise mehrere Jahrhunderte betragen konnte, entstand eine zusätzliche Verfremdung.

Aber auch die »aus eigener Feder« stammenden Selbstzeugnisse des Mittelalters sind mit wenigen Ausnahmen genau dies nicht: aus der eigenen Feder, nämlich der des angeblichen Verfassers, stammend. Denn selbst wenn diese Dokumente irgendwann als Autographen existiert haben sollten – und viele haben es erst gar nicht –, so haben sich die meisten buchstäblich aus zweiter Hand tradiert, nämlich als Abschriften oder gar Abschriften von Abschriften, und waren demzufolge den vielen unabsichtlichen Irrtümern oder auch absichtlichen Korrekturen ihrer oft zahlreichen späteren Bearbeiter unterworfen. Das wohl einflussreichste und zugleich eines der ältesten Beispiele einer mittelalterlichen Autobiographie sind die »Confessiones« des »Kirchenvaters« Augustinus (354–430). Obwohl das Werk von seiner Anlage her eigentlich in der Tradition der spätantiken Autobiographien steht, wurde es im 12. Jahrhundert (also sieben Jahrhunderte nach seiner Entstehung) zum Prototyp christlicher Autobiographien. Nicht zufällig entstanden in diesem Jahrhundert, in dem eine gewisse Selbstwahrnehmung einzelner Individuen merkbar wird, eine Reihe von Schriften, die zumindest stark autobiographische Züge tragen. Vor allem persönlich Erlebtes reflektiert der sich nach seiner Entmannung ins Kloster zurückziehende Petrus Abelard in seiner »Historia calamitatum mearum«, dargestellt in der Form von Briefen an einen anonymen (realen?) Freund. Der französische Abt Guibert von Nogent weitet

seine Lebensbeschreibung zu einem Zeitgemälde großen Stils aus, ohne allzu viel von sich selbst preiszugeben. Und auch die vielleicht berühmteste Nonne des Mittelalters, Hildegard von Bingen, lässt in ihrem Briefwechsel mit variierenden und teilweise sehr prominenten Briefpartnern wie Kaiser Friedrich I. Barbarossa immer wieder autobiographische Passagen einfließen.

Diese Schriften können als erste Zeugnisse eines erwachenden individuellen Selbstbewusstseins angesehen werden. Die in Folge entstehenden Formen der Selbstdarstellung legen Zeugnis von der weiteren Entwicklung der »Sicht auf sich selbst« ab, wobei autobiographische Reflexionen in die unterschiedlichsten literarischen Sparten einfließen. Auf christlich-religiösem Gebiet dominierten Werke wie die mystischen Selbstschauen einer Mechthild von Magdeburg, die mit ihrem »Fliegenden Licht der Gottheit« Mitte des 13. Jahrhunderts ein Werk verfasste, das man vielleicht die erste deutsche Autobiographie nennen könnte. Relativ häufig finden sich autobiographische Beschreibungen in literarischen Werken verarbeitet, wobei diese Methode sowohl von christlicher als auch jüdischer Seite genutzt wurde. So stellt etwa der spanische Jude Judah Alharizi in seinem nach 1220 abgeschlossenen Werk »Sefer Tahkemoni« in der Hauptfigur Heman weitgehend sich selbst dar, während sich sein Zeitgenosse, der steirische Adelige Ulrich von Liechtenstein, als höfischer Mitteritter stilisiert und seine sechzig Lieder mit einer Quasi-Lebensgeschichte umgibt, dabei Dichtung und tatsächliche Ereignisse zu einem literarischen Spiel vermischend.

Auch Reisebeschreibungen von Kaufleuten, Schilderungen von Pilgerfahrten, Familienchroniken und ähnliches enthalten (auto)biographische Nachrichten. Neben den berühmten christlichen Reisenden des Mittelalters wie Marco Polo sei hier vor allem auf Benjamin von Tudela² verwiesen. Sein Reisebericht über seine 1160 angetretene Pilgerfahrt durch Spanien, Südfrankreich, Italien und Griechenland in die Levante und weiter nach Ägypten und Persien wurde erstmals 1543 in Konstantinopel gedruckt und im 17. Jahrhundert ins Englische übersetzt – ein beredtes Zeugnis für das langanhaltende Interesse an diesem Text. Dieser Bericht, nach Benjamins Rückkehr in einem Zug verfasst, bietet eine detaillierte Sicht auf die von ihm bereisten Länder, vor allem auch auf die jüdischen Gemeinden, die er besucht, auf Grabstätten und Ruinen und auf seine Suche nach den verlorenen Stämmen (eines der gängigsten Themen jüdischer Reiseliteratur). Eines jedoch bietet Benjamin von Tudela nicht, und in diesem gleicht er sowohl anderen jüdischen als auch christlichen Reise-

berichten: Informationen über sich selbst, über seine Persönlichkeit und seine Motivationen.

Obwohl alle diese einzelnen autobiographischen Darstellungen zwar bestimmte Richtungen und Typen erkennen lassen, sind sie – schon allein zahlenmäßig – zu wenig, um von der Existenz einer autobiographischen Literatur modernen Sinns im Mittelalters sprechen zu können. Im Zentrum der meisten dieser Selbstdarstellungen steht nicht die beschreibende Person (und ihre emotionale Situation bzw. Entwicklung) selbst, sondern ihre jeweiligen Interaktionen mit den Mitmenschen und der Umwelt. Trotz erster Anklänge einer sich herauskristallisierenden individuellen Selbstwahrnehmung ist die uns in all diesen Schriften entgegentretende mittelalterliche Auffassung doch eine ganz andere: Die wahre »Hauptperson« auch der biographischen Teile dieser Werke ist nicht der Mensch selbst, sondern die Glaubensinhalte und Wertvorstellungen, die er repräsentiert und die sich – im Idealfall – im Lauf seines Lebens manifestieren.³

Aus: Binyamin ben Yonah von Tudela, Masa'oth. (Reisebericht über seine Wanderungen in Europa, Asien und Afrika von 1159–1173.). Freiburg i.Br. 1583. Quelle: Österreichische Nationalbibliothek 20.L.60.



Der Historiker stößt bei einem historischen Gegenlesen dieser mittelalterlichen Selbstdarstellungen – also beim Abgleichen des vom Schreiber präsentierten Lebenslaufs mit aus anderen Quellen überlieferten Daten – oft schnell an Grenzen. Nicht nur im Rahmen von Selbstdarstellungen, sondern generell sind Lebensdaten einzelner Personen aus dem Mittelalter meist schwer oder gar nicht zu erheben, selbst unser Wissen über prominente Figuren wie Kaiser und Päpste ist höchst eingeschränkt. Dieses Nicht-Wissen erstreckt sich – leider – auch auf die Identität des Verfassers eines der frühesten Zeugnisse jüdischer Selbstdarstellung. Mit dem Frühjahr des Jahres 1370 beginnen die Aufzeichnungen eines anonym bleibenden Juden aus Düren, der in seiner bemerkenswerten Schilderung von seinen Studien in Mainz und Koblenz, seiner geplanten Teilnahme am Kampf Herzog Wilhelms II. von Jülich gegen den Brabanter Herzog, seinen Abenteuern unterwegs, seiner Heirat mit einer österreichischen Jüdin, seinen mehrfachen Inhaftierungen und seiner Niederlassung in Andernach erzählt.⁴ Im Alter von 33 Jahren beschloss er, seine bisherigen Abenteuer niederzuschreiben und der Nachwelt zu erhalten. Diese – sehr kurze – Autobiographie ist in mehrerlei Hinsicht einzigartig. Sie stellt nicht nur das erste Dokument der jüdischen Literatur dar, das die Ereignisse eines Lebens von der Kindheit an bis zum Erwachsenenalter schildert, sondern sie ist auch im Rahmen der Gesamtheit mittelalterlicher Selbstzeugnisse durch ihren starken Fokus auf die Person des Erzählenden ungewöhnlich. Hier steht wirklich die Lebensgeschichte des namentlich Unbekannten im Mittelpunkt, das Werk dient weder zur Verbreitung religiöser und/oder politischer Ansichten, noch ist es von didaktischen Gedanken geprägt, sondern es erzählt schlicht und einfach die Erlebnisse des Verfassers.

Frühmoderne Autobiographien

Das Entstehen moderner Subjektivität und Individualität ist neben der durch die Renaissance geänderten Sicht auf das eigene Selbst vor allem eng mit der Entwicklung von städtischen Welten verbunden. Es ist daher zwar bemerkenswert, aber keineswegs verwunderlich, dass frühmoderne Autobiographien zu einem guten Teil in einer gesellschaftlichen Schicht entstanden, die zwar bereits im Spätmittelalter eine gewisse Bildung erlangt hatte, jedoch weder durch wissenschaftliche noch literarische Werke hervorgetreten war: jene des Bürgertums. Die Autobiographie des 16. Jahrhunderts entstand, zumindest teilweise unabhängig von älteren



Eigenhändige hebräische Unterschrift Glikls unter dem Nachlassinventar ihres verstorbenen Ehemanns Hirsch Levy 1712. Quelle: Archives Départementales de la Moselle, 3E3688, fol. 245v

Traditionen, unter Kaufleuten, Juristen und Akademikern, also unter denjenigen, bei denen Schreiben zum Berufsbild, zur täglichen Arbeit gehörte.

Aber der Umbruch des Bildungsideals ab der Renaissance, hervorgerufen durch vielfältigste Entwicklungen und Änderungen politischer, ökonomischer und sozialer Natur, war tiefgreifender. Lesen und Schreiben, bislang – zumindest in der christlichen Bevölkerung – auf bestimmte Berufsgruppen beschränkte notwendige Kenntnisse, wurden im Rahmen des humanistischen Bildungsideals zu erstrebenswerten Fertigkeiten, die nicht nur das berufsmäßig »vorbelastete« Bürgertum, sondern immer mehr auch Vertreter des Adels zu erlangen suchten.⁵ Eine einheitliche Entwicklung hin zur Autobiographie lässt sich jedoch nicht zeichnen, ebenso wenig wie an der heute gängigen Unterscheidung Autobiographie – Tagebuch – Memoiren festgehalten werden kann. Die Verschiebung der Perspektive hin auf das eigene Ich und die Auslotung des Inneren ist jedoch in fast allen Sparten fassbar. Adelige sowie christliche und jüdische Kaufleute, später auch Handwerker, haben etwa ihre Reisen in tagebuchartigen Notizen festgehalten, die teilweise, und oft erst Jahre später, in »Reinschrift« überarbeitet und zu einem einheitlichen Werk zusammengefasst wurden. Im Unterschied zu mittelalterlichen



Sigmund von Herberstein. Aus Ders., *Den Gegenwärtigen* (Wien 1560). Quelle: Österr. Nationalbibliothek 48.D.10

Reiseberichten schiebt sich tendenziell immer mehr der Reisende selbst in den Mittelpunkt. Nicht nur seine – oft sehr persönlichen – Eindrücke von der Fremde und den Fremden werden beschrieben, sondern der Gefühlsskala, die er auf seinen Reisen durchlebt, wird ein immer breiterer Raum zugestanden. Dadurch verraten die Reiseberichte der Frühen Neuzeit, seien es die Tagebuchaufzeichnungen eines jüdischen Studenten, eines sich auf Forschungsreise befindlichen Wissenschaftlers oder die Briefe eines jungen Adligen auf Cavalierstour, mindestens ebensoviel über den Reisenden, dessen Mentalität und die Reflexion seines Selbst in der Fremde wie über diese Fremde.⁶

Religiöse Bewegungen wie Puritanismus und Pietismus haben mit ihren zum Nachdenken über das eigene Wesen und seine Sünden anregenden Grundsätzen zum Entstehen moderner autobiographischer Texte ebenso beigetragen wie die in manchen katholischen Orden erwünschten oder sogar geforderten Selbstschauen. Es ist im deutschsprachigen Raum zwar vor allem dem Einfluss des frühen Pietismus zuzurechnen, dass die Gefühlswelt um 1700 Einzug in die Selbstdarstellungen und -reflexionen nimmt, diese Entwicklung hin zur Selbsterforschung ist jedoch nicht nur in Dokumenten merkbar, die dieser Einflussphäre zuzuordnen sind. Tiefgreifende Analysen der eigenen Gefühlswelt und Rückführung der eigenen Situation auf mentale Verfassungen (wie beispielsweise die geradezu »in Mode« ge-

kommene Melancholie⁷) finden sich in Selbstzeugnissen von Personen unterschiedlichster sozialer und religiöser Zugehörigkeit. Dies soll nicht heißen, dass in früheren Dokumenten keine Gefühle beschrieben worden sind, aber dies geschieht oft nur beiläufig oder anlässlich von Extremsituationen. Zudem vergrößert sich die Breite der beschriebenen (wahrgenommenen?) Gefühle – so tauchen beispielsweise vor dem Ende des 17. Jahrhunderts Empfindungen wie Zorn oder Wut nicht in Beschreibungen auf, sondern werden unter Traurigkeit subsumiert.⁸

Auch der ab dem späten 17. Jahrhundert entstehende absolutistische (Kontroll-)Staat hat dazu beigetragen, die Selbstschau quasi als »Kontrastprogramm«, als Rückzugspunkt des Individuums zu festigen. So sind auch aus sehr »weltlich« intendierten Dokumenten wie Haushalts- und Kaufmannsbüchern schrittweise tagebuchartige Aufzeichnungen entstanden, in die tendenziell immer mehr Persönliches einfluss, bis sich schließlich das Verhältnis von rein wirtschaftlich geprägten zu mehr die Privatsphäre betreffenden Einträgen umkehrte. Oft ist jedoch eine klare Trennung zwischen »beruflich« und »privat« nicht möglich.

So unterschiedlich die Wurzeln sind und so vielfältig der Weg zur modernen Autobiographie ist, eines hat ein Großteil der frühneuzeitlichen Selbstzeugnisse, ob von Christen oder Juden verfasst, gemeinsam: er ist mit der Orientierung auf ein bestimmtes Publikum hin geschrieben – meist mit Blick auf menschliche Adressaten, die Kinder, Enkel oder ganz allgemein die Nachkommen. Nur in wenigen Fällen ist ein Schreiben nur »für sich und Gott« zu konstatieren. Der eingangs zitierte Josel von Rosheim etwa nennt in seinen Memoiren keinen direkten Adressaten, die Feststellung, es sei »wert, es zum Gedächtnis aufzuschreiben«, ist seine einzige Schreiblegitimation. Die Ereignisse des burgundischen Krieges von 1475–77 und die Auswirkungen desselben auf die jüdische Bevölkerung, die er aus mündlichen Erzählungen seines Vaters niederschrieb, sowie seine eigene Tätigkeit als »schtadlan« bis 1547, wobei ihm vor allem jene Fälle wichtig zu sein schienen, in denen er in direkte Verhandlungen mit dem Kaiser trat, stellen die Themen seiner Memoiren dar. Er selbst sowie seine Familie blieben weitgehend ausgeklammert, und so ist auch nicht anzunehmen, dass er das Gedächtnis nur innerhalb seiner Nachkommenschaft bewahrt wissen wollte. Damit steht er, wenn auch nicht mit dem Thema seiner Memoiren, so doch mit der Intention durchaus in der Tradition seiner Zeit – auch die ebenfalls bereits erwähnten Aufzeichnungen Kirchmairs, aber

auch, um nur ein weiteres Beispiel herauszugreifen, die »Tagebücher« des 1522 hingerichteten Wiener Bürgermeisters Martin Siebenbürger beschreiben vorrangig die politischen Aktivitäten und Funktionen des Protagonisten. Weder die Familie noch die eigene Person als Individuum erfahren über einzelne Randbemerkungen hinausgehende Beachtung. »Das hat mich bewegt, sölich mein Raittung meines lebens zu beschreiben«, so fasst Siegmund von Herberstein zusammen, was ihn zur Abfassung seiner umfangreichen ego-zentrischen, geradezu als Rechenschaftslegung seines Lebens präsentierten Schriften bewegt hat. Auch sein Selbstbild ist von seiner offiziellen Funktion bestimmt.

Unterweisung durch Autobiographien

Im direkten Gegensatz dazu steht die mehr als hundert Jahre später entstandene, auf Jiddisch verfasste Autobiographie der Jüdin Glikl (1646/47–1724),⁹ die zwar in der Einleitung ihrer explizit an ihre Kinder gerichteten Aufzeichnungen betont, dieses nur begonnen zu haben, um sich (in einem charakteristischen Topos der Zeit) in langen Nächten die melancholischen Gedanken zu vertreiben. Die Intentionen des Werkes treten jedoch wiederholt und teilweise auch von ihr definiert zutage: Sie will einen »Leitfaden« für ihre Kinder erschaffen, anhand dessen sie bewährte Lebensweisen nachahmen können, will ihnen Ermahnung und Trost in schwierigen Lebenssituationen sein sowie ihnen – neben einem Überblick über die Familiengeschichte – ermöglichen,

Glikl selbst, ihre Leistungen, ja ihre ganze Person zu bewerten und das Andenken an sie zu bewahren. Diese Schreiblegitimation ist geradezu archetypisch für die vor allem bürgerlichen Autobiographien des 17. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der aufkommenden Erziehungsliteratur, und ist besonders häufig bei christlichen wie auch jüdischen schreibenden Frauen zu finden: Das ego-zentrische Unternehmen des Aufschreibens des eigenen Lebens wird in Form der gesellschaftlich relevanten Aufgabe der Erziehung der Kinder dargeboten. Und wie viele ihrer Geschlechtsgenossinnen schreibt Glikl in einer Zeit, in der sie Vorstand des eigenen Hauses ist: während ihrer ersten und zweiten Witwenschaft.

Obschon Glikl wiederholt familienexterne Angelegenheiten thematisiert – die jüdische Gemeinde, aber auch die Beziehungen zu Christen und die permanente Gefährdung jüdischer Existenz durch Willkür und Gewalt der christlichen Umgebung – so ist es dennoch die autobiographische Erzählung, die den roten Faden des Gesamtwerks bildet und deutlich mehr ist als ein bloßes Gerüst, an dem verschiedene Themen dargestellt werden können (wie dies etwa Josel tat). Breiter Raum wird ihrer Trauer und Verzweiflung über den Tod ihres ersten Mannes und ihrer Tochter Mate gewidmet, und auch ihre – überwiegend ablehnenden – Gefühle bezüglich einer späteren Abhängigkeit von ihren Kindern werden immer wieder angesprochen. Diese Themen finden sich ab dem Ende des 17. Jahrhunderts in dieser Intensität und Selbstbezogenheit in sowohl christlichen als auch jüdischen, in sowohl von Frauen als auch Männern geschriebenen Texten, als man allgemein beginnt, den eigenen Gefühlen nicht nur mehr Raum zuzugestehen, sondern diese auch zu definieren und zueinander in Beziehung zu setzen. Ab dem späten 18. Jahrhundert gehören Autobiographien, Tagebücher und Memoiren geradezu zum Standardrepertoire der Literatur. Werke wie die Rousseaus oder Goethes »Dichtung und Wahrheit« haben teilweise bis heute geradezu modellhaften Status. Die regelmäßige Abfassung eines Tagebuchs findet ihren Platz in der Erziehung des 19. Jahrhunderts, nach deren Ideal die tägliche Selbstreflexion zur Charakterbildung der Jugendlichen beiträgt, während von Erwachsenen geschriebene Memoiren der nächsten Generation als Vorbild dienen und die vorangegangene dem Vergessen entreißen sollen.



Josel von Rosheim, aus einem zeitgenössischen satirischen Flugblatt.
Quelle: Hebrew Union College, Cincinnati. Foto: Druce Reilly

Selbstverständlich wird in den von Juden verfassten Selbstzeugnissen auf charakteristisch jüdische Themen Bezug genommen: von Benjamin von Tudelas Berichten über die jüdischen Gemeinden und seiner Suche nach den verlorenen Stämmen Israels über Josels von Rosheim politische Tätigkeit für die Judenschaft des Reiches bis zu Glikls Erzählungen über Verfolgungen und die Einarbeitung biblisch inspirierter Exempelgeschichten. Die Lebenssituationen der Juden im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit haben in den autobiographischen Texten ebenso ihre Spuren hinterlassen wie religiöse und kulturelle Spezifika. Dennoch stehen auch die Texte jüdischer AutorInnen stets in der Tradition ihrer Zeit. Josels Konzentration auf seine politische Tätigkeit findet sich auch bei seinen christlichen Zeitgenossen. Glikls Orientierung auf ein Publikum, die Selbstdarstellung ihrer Person als sowohl in einem sozialen Netz stehend als auch in einer religiösen Welt lebend, in der man Gott auch direkt anspricht, ist in ihren Grundtendenzen weder typisch jüdisch noch typisch weiblich. Die Erfahrungen hingegen, die sie in ihren Erinnerungen aufarbeitet, sind beides. *



Abelard und Heloise: Miniatur aus einer Handschrift um 1350. Quelle: Musée Condé, Chantilly

Literatur in Auswahl

- Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky, Urs-Martin Zahnd (Hg.), *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Bochum 1999.
- Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Köln-Weimar-Wien 2002.
- Michael Harbsmeier, *Reisen in der Diaspora. Eigenes in der Fremde in der jüdischen Reiseliteratur des Mittelalters*. In: Folker Reichert (Hg.), *Fernreisen im Mittelalter. Das Mittelalter, Perspektiven mediävistischer Forschung* 3/2 (1998), 63–81.
- Magdalene Heuser (Hg.), *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Tübingen 1996 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte).
- Roy Porter, *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present*. London-New York 1997.
- Monika Richarz (Hg.), *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*. Hamburg 2001, darin der Beitrag von Gabriele Jancke, *Glikls Autobiographie im Kontext frühneuzeitlicher autobiographischer Schriften*, 91–122.
- Winfried Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Berlin 1996.
- Harald Tersch, *Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen*. Wien-Köln-Weimar 1998.
- Kaspar von Greyerz (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1800)*. Köln-Wien 2001.

Anmerkungen

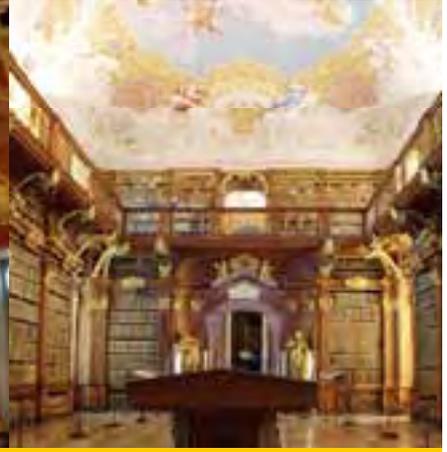
- 1 Theodor von Karajan (Hg.), *Johannes Tichtel's Tagebuch, Siegmunds von Herberstein Selbstbiographie, Johannes Cuspinian's Tagebuch, Georg Kirchmair's Denkwürdigkeiten*. Fontes Rerum Austriacarum 1/1. Wien 1855, Titelzitat 69, 459.
- 2 Umfassend: Benjamin of Tudela. *The Itinerary*. Übersetzt von A. Asher, 2 Bände. London-Berlin 1842. Weiters Rolf Schmitz, *Benjamin von Tudela, Buch der Reisen*. Frankfurt/Main-New York 1988 (*Judentum und Umwelt* 22).
- 3 Israel J. Yuval, *A German-Jewish Autobiography of the Fourteenth Century*. In: Binah 3. *Jewish Intellectual History in the Middle Ages*. London 1994, 79–99, hier 80.
- 4 Yuval, *German-Jewish Autobiography, der im Anhang 97f. eine englische Übersetzung des Textes anschließt*.
- 5 Siegmund von Herberstein, *Diplomat im Dienst der Kaiser Maximilian I. und Ferdinand I. sowie Verfasser bedeutender Selbstdarstellungen, betont mehrfach seinen Stolz auf seine hohe Bildung, obwohl er seine Bezeichnung als »Polsterritter« durch den kampfproben Georg von Frundsberg als ungerechtfertigte Beleidigung seiner ritterlichen Ehre auffasst* (Arnold Luschnig von Ebengreuth, *Herbersteiniana*. In: *Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen* 24 [1892], 67–122, hier 84).
- 6 Vgl. etwa die Berichte des Ascher Levy von Reichshofen, der über seine Reisen im Rahmen seines Bildungswegs berichtet: *Die Memoiren des Ascher Levy aus Reichshofen im Elsaß (1598–1635)*. Hg. von Moses Ginsburger (hebr./dt.). Berlin 1913. Ähnlich gelagerte Berichte christlicher Studenten des 16. Jahrhunderts sind: Thomas Platter, *Lebensbeschreibung*. Hg. von Alfred Hartmann. Basel 1944; Johannes Butzbach, *Odeporicon*. Zweisprachige Ausgabe. Übers. u. hg. von Andreas Beriger (lat./dt.). Weinheim 1991. Zur reichen Literatur zu Reisen siehe: Werner Paravicini (Hg.), *Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie. Teil 1: Deutsche Reiseberichte*. Bearbeitet von Christian Halm. Frankfurt/Main 1994; Holger Gräf Th., Ralf Prüve, *Wege ins Ungewisse. Reisen in der Frühen Neuzeit. 1500–1800*. Frankfurt/Main 1997.
- 7 Harald Tersch, *Melancholie in österreichischen Selbstzeugnissen des Späthumanismus*. In: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 105 (1997), 130–155.
- 8 Jan Peters, *Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit*. In: *Historische Anthropologie* 1/2 (1993), 235–249.
- 9 *Die Memoiren der Glückel von Hameln*. Aus dem Jüdisch-Deutschen von Bertha Pappenheim. Wien 1910, Nachdruck Weinheim 1994; Alfred Feilchenfeld (Hg.): *Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln*. Aus dem Jüdisch-Deutschen übers. und hg. von Alfred Feilchenfeld. Berlin 1923, Nachdruck Königstein/Ts. 1980.



Stiftsmuseum



Marmorsaal



Bibliothek



www.stiftmelk.at

Tel. 0043(0)2752-555-232 - E-mail: tours@stiftmelk.at



barocker Stiftsgarten mit Pavillon

Die Rückkehr der »seligen alten Zeiten«

Gottfried Glaßner OSB

Die Melker Stiftsbibliothek verwahrt seit März 2003 eine besondere Kostbarkeit: Das Tagebuch eines namentlich (noch) nicht bekannten Wiener Juden, welches die Zeit vom 27. August 1848 bis 31. Mai 1850 umspannt. »Fundort« ist das Altstoffsammelzentrum Bad Zell in Oberösterreich, wo ein aufmerksamer Angestellter den unscheinbaren Band dem Müllberg entnahm. Über die Bekanntschaft mit der Mutter von Mag. Armin Penn, Professor am Melker Stiftsgymnasium, gelangte das Buch nach Melk und in meine Hände. Weitere Details zu den Fundumständen, zur Handschrift und ihrem Inhalt sind andernorts nachzulesen.¹

Hier nur soviel: Da die Herkunft der Handschrift nicht zu eruieren war und die an der Auffindung Beteiligten auf alle Ansprüche verzichteten, wurde sie als »Codex 1516« der Handschriftensammlung der Melker Stiftsbibliothek eingegliedert. Die Eintragungen sind in sauberer hebräischer Kursive gemäß der orthographischen Tradition geschrieben, wie sie von den Juden für das Jiddische entwickelt wurde und auch – wie hier im Tagebuch – für die Niederschrift hochdeutscher Texte Verwendung fand. Alle Zitate dieses Beitrags sind der (vorläufigen!) Transkription entnommen, die ich im Laufe eines Jahres von den insgesamt 368 eng beschriebenen Seiten erstellt habe. Im Herbst 2006 startet – nicht zuletzt dank der vom Stift Melk gewährten Unterstützung – am Institut für Geschichte der Juden in Österreich ein Projekt zur wissenschaftlichen Edition und Kommentierung des Textes.

Die Aufzeichnungen setzen in aufgeheizter revolutionärer Atmosphäre ein und behandeln ausführlich die stürmische Zeit bis zur Niederschlagung des Oktober-Aufstands: Die fünf Monate bis Ende Jänner 1849 nehmen ebenso viel Platz in Anspruch wie die 16 Mo-



Linke Seite: Das Tagebuch des unbekanntes Autors, wie es auf der Müllhalde gefunden wurde. Foto: Gottfried Glaßner

Rechte Seite: Eintragungen vom 28. Februar 1850, die einen Theaterbesuch beschreiben, Seite 345 und 346 des Tagebuchs. Foto: Gottfried Glaßner

nate von Februar 1849 bis Mai 1850, die Eintragungen zu September/Oktober 1848 machen fast ein Viertel des Textes aus. Anfang Jänner gelingt dem Autor, der zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre als Hauslehrer hinter sich hat, der Einstieg in die Journalistik. Da er selbst Tschechisch spricht und sein Freund und wichtigster Ansprechpartner Ignaz Kuranda, der von 1848 bis 1866 in Wien die »Ostdeutsche Post« herausgab,² ebenfalls aus Tschechien stammte, ist seine Heimat in Tschechien (oder der Slowakei) zu vermuten.

Alltag zwischen Politik und Theater nach 1848



Aus der Fülle des dargebotenen Materials möchte ich die zentrale Rolle herausgreifen, die das Theater für den Autor des Tagebuches und das gesellschaftliche Leben im nachrevolutionären Wien spielte.

»Aus Mangel an politischen Stoff komme ich auf die Theater zu sprechen«

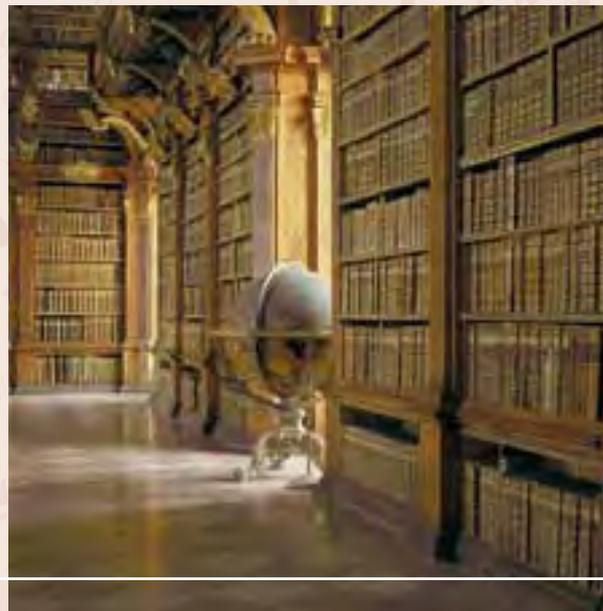
Der Revolution gehört die Straße. Sie ist die öffentliche Bühne für Aufmärsche, Protestversammlungen und »Katzenmusiken«. Sie hat ihre Knotenpunkte: Plätze unter freiem Himmel und Versammlungsorte unter Dach wie die Aula der Universität und den Reichstag, wo zündende Reden geschwungen werden und Politik gemacht wird und wo auch unser Autor hingehet, um die aktuelle Stimmung einzufangen und sich am Laufenden zu halten oder auch nur, »um einen kleinen Skandal zu erle-

ben«, wie er am 29. August 1848 notiert (es geht um die Predigt eines deutschkatholischen Priesters). Nach Niederschlagung der Revolution ist dem »souveränen Volk« diese Bühne der Selbstdarstellung genommen. Soldaten beherrschen die Straße.

Der Tempel, das Gotteshaus der Juden, bleibt einer der wenigen Orte, wo offene Worte zu vernehmen sind. Die Predigten Isaak Noah Mannheimers (1793–1865, seit 1824 Talmudlehrer und Prediger im Wiener Stadttempel in der Seitenstettengasse) gewannen offensichtlich gerade in dieser nachrevolutionär beengten Atmosphäre besonderes Profil und fanden großen Zulauf. Wiederholt findet der Autor anerkennende Worte. So etwa am 18. November 1848: »Es war die beste Rede, die ich seit langer Zeit gehört und so freisinnig, daß ich mich wunderte, ob sie dem alten Manne nicht darüber zu Leibe gehen werden.«

Das Kaffeehaus, das man aufsuchte, um Zeitungen zu lesen und das Tagesgeschehen im Bekanntenkreis zu diskutieren, verlor durch das zu neuem Leben erwachte Spitzelwesen seine Funktion als Umschlagplatz für Neuigkeiten. Auch der Autor verzichtete lieber auf die Zeitungslektüre, als sich der Gefahr unbedachter Äußerungen auszusetzen: »Ich gehe deshalb nie in ein Gast- oder Caffeehaus, um gar nichts zu hören, und dadurch nicht in die Lage zu kommen ein Wort zu sprechen, wofür ich sodann von den Allerweltsspitzeln denuncirt werden kann.« (15. Februar 1849)

Bleibt das Theater als der Ort, der trotz Zensur und Vereinnahmung durch die neuen Machthaber der Stimme des Publikums eine gewisse Öffentlichkeit einräumte. Das war schon im Vormärz so, als Nestroy mit seinen Stücken zum Publikumsliebling avancierte und das Theater das wichtigste Medium war, in dem sich eine obrigkeitsskritische Haltung artikulieren konnte, wenn auch in streng geregelten Bahnen. Das Tagebuch dokumentiert diesen »Transfer« des öffentlichen Diskurses von der Straße ins Theater und damit die Rückkehr zu den »seligen alten Zeiten«: »Die Chronik des Tages dreht sich nun größtentheils wieder wie in den seligen alten Zeiten um das Theater und ähnliche Erbärmlichkeiten. Aber selbst an dem Repertoire merkt man gleich, daß wir unter militärischer Censur stehen; denn alle bisher gegebenen Stücke sind ohne alle politische Tendenz, ganz wie in den letzten Jahren.« (30. November 1848)



Das verstärkte Interesse am Theater signalisierte – gewiss unter dem wachsamen Auge der Obrigkeit und ihrer wohlwollenden Billigung – die Rückkehr zur nachrevolutionären Normalität. Schon am 13. Dezember 1848 konstatiert der Autor: »Die Theater nehmen wie zuvor eine hervorragende Stellung im Alltagsleben ein...« Am 12. Februar 1849 besucht er »seit langer Zeit ... wieder einmal das Hofburgtheater«, wo Hebbels Stück »Judith« gespielt wird. Die Parallelen zur aktuellen politischen Realität, die er in ihm entdeckt, gehen ihm unter die Haut:



Oben: Der Hauptsaal der Melker Stiftsbibliothek. Ansichtskarte

Links: Isaak Noah Mannheimer bei der gemeinsamen Bestattung von jüdischen und christlichen Opfern der Revolution. »Leychenfeyer am 17ten März 1948«, anonyme Lithographie. Quelle: Wien Museum

Rechts: Porträt von Ignaz Kuranda. Lithografie von Josef Kriehuber, Wien 1850. Quelle: Jüdisches Museum Wien

»Im ganzen machte das Stück einen schauerlichen Eindruck auf mich, weil ich die Gefährlichkeit einer Weltanschauung, wo die Kraft je unbezwinglicher desto göttlicher genannt wird, wohl zu würdigen verstehe; denn nach dieser Theorie ist Windischgrätz vollkommen im Rechte, wenn er jeden, der sich gegen seinen allerhöchsten Befehl auflehnt, mit Pulver und Blei begnadigt.« Wenig später, am 18. Februar, weiß er wiederum von einem angenehmen Theaterabend zu berichten. Seine neue Stellung als Journalist (seit Jänner 1849), mit der er sehr zufrieden sei, verschaffe ihm »den solange entbehrten Genuß des Theaters... Wir haben nämlich von der Direction des Burgtheaters eine Freikarte, die ich heute wieder benützte.« Am 20. und 23. Februar finden wir ihn neuerlich im Burgtheater.

Der seinem Höhepunkt zustrebende Fasching markierte offensichtlich den Beginn einer intensiven Anteilnahme am Wiener Theaterleben. Am 25. Februar geht er mit einem Freund ins Carl-Theater, wo die Zuhörer der obersten Galerie »unter großem Gepolter« das alte Recht erneuern, »sich den Rock auszuziehen und im Hemdärmel zu sitzen«: Es »hat mich dieser Anblick im höchsten Grade erquickt, weil er den gutmüthigen zwanglosen Wiener ganz und gar charakterisirt«. Die Theaterabende werden ihm von nun an zur liebsten Freizeitgestaltung: »Um mich von politischen Grillen zu zerstreuen besuchte ich heute das Theater.« (14. März). Regelmäßig hält er seine Eindrücke und besondere Vorkommnisse im Tagebuch fest. Um in den Genuss einer Aufführung von Schillers »Räuber« am 25. März zu kommen und einen nur »mittelmäßigen Platz« zu ergattern, musste er zwei Stunden vor Beginn da sein. Am 8. Mai war er »so glücklich, den jungen Kaiser in seiner Loge eintreten zu sehen.« Der umjubelte Auftritt des kurz zuvor am 5. Mai aus Olmütz nach Wien übersiedelten Kaisers Franz Joseph I. im Theater besiegelt das Ende der Revolution. Auch der sonst sehr zurückhaltende Autor kann sich der Faszination dieses historischen Augenblicks nicht entziehen.³

Begegnung mit Giacomo Meyerbeer, dem »Napoleon der Musik«

Ab November 1849 scheint die Theaterleidenschaft der Wiener alle Grenzen zu sprengen: »... alle Welt strömt dahin, um sich zu zerstreuen und den Abend angenehm zu verbringen« (1. November 1849). Die vom Autor ausführlich dokumentierten Vorgänge rund um die Wiener Uraufführung der Oper »Der Prophet« von Giacomo Meyerbeer am 28. Februar 1850 mögen als Illustration dienen. Schon am 26. August 1849 hatte er Meyerbeers »Hugenotten« im Theater erlebt und sich überschwäng-

lich über diesen »Napoleon der Musik« geäußert. Nun widmet er ihm mehrere Seiten im Tagebuch. Dass ausgerechnet ein Jude zum gefeierten »Helden des Tages« avanciert, erfüllt ihn sichtlich mit Stolz. Seine »selbst erlebten Abenteuer« seien der beste Beweis für den beispiellosen Erfolg der Aufführung.

Hier die Schilderung vom 28. Februar: »Ich kam nach ein Uhr vors Theater und fand schon alle Eingänge von zahlreichen Menschenhaufen besetzt. Ich stellte mich in den Menschenknäuel, wo nun die schrecklichste Drängerei begann, die ich je erlebt. Es war furchtbar und ich zweifelte schon fast an dem Erfolge, als endlich nach stundenlanger Unordnung Militär im Sturmschritte anrückte und ein zweifaches Viereck um uns schlossen. Dieß hätte jedoch kaum hingereicht, wenn nicht auch Cavallerie mit blanken Säbeln herangerückt wäre, um den weitem Zugang abzusperren. So waren wir denn umzingelt und konnten etwas ruhiger der Eröffnung der Kasse beiwohnen. Nach drei Uhr wurde eine Thür geöffnet und wie wüthend wälzte sich alle Welt nach dem Eingange. Es wurden jedoch nur wenige zu gleicher Zeit eingelassen und nach unsäglichen Drangsalen erreichte ich endlich die Pforte, bezahlte schnell meine Karte und fand einen sehr bequemen Platz. Nun war ich vorsichtig genug gewesen, etwas Obst und eine Citrone in die Tasche zu stecken, was mit einem Glas Wasser, welches ich mir kaufte, eine angenehme und kühlende Erquickung bot. Indessen war erst drei Uhr und die Zeit zur Vorstellung noch ziemlich lange; indessen mußten die Lächerlichkeiten des Publikums herhalten, sich gegenseitig zu unterhalten.



Bald verlor eine Dame ein Tuch von den Gallerien herab, was immer vielen Spaß bereitete. Endlich kamen die Sperrsitzehaber, und da auf der einen Seite die Räume übervoll waren, mußten jene unseligen vermitteltst Leitern aus den Logen herab steigen. Ein homerisches Gelächter und ein gellendes Zischen erscholl gewöhnlich, wenn eine der Damen in ihren Unterröcken so verwickelt wurde, daß sie nur mit Mühe herunter klettern konnte. In dieser Weise verstrichen die so gefürchteten Stunden und gegen sechs Uhr war der Hof und das glänzendste Publikum Wiens versammelt, um dieses unsterbliche Meisterstück anzuhören.«

Die weiteren Ausführungen gelten dem Stück, das »bis halb elf« dauerte, den Schauspielern, der Person Meyerbeers und vor allem der Art und Weise, wie er als »Held des Stückes« vom Publikum gefeiert wurde: »Zum Schlusse wurde er mit einem goldenen Lorbeerkranze, dessen Blätter so viele Dukaten zählten, als er Jahre alt ist, gekrönt und wurde fortwährend stürmisch hervorgerufen.«

Es sei ein außerordentliches gesellschaftliches Ereignis gewesen, an dem alles, was Rang und Namen hatte, vertreten war: »Durch den ganzen Tag sprach man nur von dem ›Propheten‹ und gar manches Liebesverhältniß sollte sich gelöst haben, weil der Geliebte keinen Sperrsitze aufreiben konnte.«



Wenige Tage später, am 6. März, findet sich jene Notiz zur Wiener Theaterszene, die wohl am einprägsamsten den Stellenwert unterstreicht, den das Theater im Leben des Autors im nachrevolutionären Wien einnahm:

»Aus Mangel an politischen (sic!) Stoff komme ich auf die Theater zu sprechen. Der Einfluß Heinrich Laubes ist im Burgtheater sehr fühlbar und wurden unter seiner Leitung bisher nur treffliche Sachen gegeben. Der ›Prophet‹ ist nun ein Kassastück geworden und lockt natürlich große Massen herbei. Scholz und Nestroy haben sich dagegen ganz überlebt und nützt ihnen alle Anstrengung nichts, die Gunst des Publikums zurückzugewinnen. Ein neues Gestirn ist in der Person ›Treumanns‹ aufgegangen. Dieser begabte Komiker macht stets volle Häuser, ist aber keineswegs ein Possenreißer, sondern ein Künstler, der insbesondere die politischen Anspielungen mit Meisterschaft vorzubringen versteht.«

Oben: Johann Nepomuk Nestroy als Tratschmiedl. Aquarell von Franz Gaul, 1866. Quelle: Wien Museum

Links: »Die Judengasse in Wien mit dem Lazzenhof«. Farbproduktion nach dem Aquarell von Friedrich Wolf (?), um 1840. Quelle: Jüdisches Museum Wien

Das Tagebuch als Forschungsprojekt

Das im März 2003 im Abfall aufgefundene und zufällig vor der Vernichtung bewahrt gebliebene Tagebuch eines Wiener Juden teilt sein Schicksal mit vielen Textfunden, die ihren Weg von der Mülldeponie in die Studierstube der Forscher gefunden haben. Man denke nur an die antiken Papyri von Oxyrinchus in Oberägypten, die in der Wiener Nationalbibliothek verwahrt werden und wohl noch Generationen von Forschern beschäftigen werden. Der hier gewährte Einblick sollte eine Vorahnung von dem geben, was das Bändchen an Überraschungen bereithält. Man darf mit Spannung dem von Mag. Wolfgang Gasser durchgeführten Forschungsprojekt und der Namhaftmachung des Autors entgegensehen. Aber neben allem Quellen- und Informationswert über das (nach-)revolutionäre Wien, die Situation der Juden in dieser Zeit und die Vorgänge hinter den Kulissen der – theaterbegeisterten! – Schreiberzunft ist es ein amüsant zu lesender Text, sorgfältig und in gutem Stil,

sachlich-informativ und zugleich lebendig und engagiert geschrieben. Die Sicherstellung dieser Handschrift ist als wahrer Glücksfall zu bezeichnen. Andererseits kann man es nicht genug bedauern, dass die übrigen Tagebuch-Bände – und was sonst noch an literarischer Hinterlassenschaft dieses Autors im Altstoffsammelzentrum Bad Zell gelandet sein mochte – für immer verloren sind. ❁

Anmerkungen

- 1 Gottfried Glaßner: *Tagebuchaufzeichnungen eines Wiener Juden (1848–1850). Chance und Auftrag, den Verlust der Nachbarschaft von Christen und Juden vor dem Vergessen zu bewahren.* In: Josef Kreiml u.a. (Hg.), *Der Wahrheit verpflichtet. Festschrift für Bischof Prof. Dr. Kurt Krenn zum 70. Geburtstag.* Graz 2006, 625–646.
- 2 Zu Kurandas Stellung in der deutsch-liberal gesinnten Publizistik siehe Klaus Lohrmann, *Die Geschichte der Juden in Wien 1782–1938.* In: *Der Wiener Stadttempel, Die Wiener Juden.* Wien 1988, 65–78, hier 69.
- 3 Kaiser Franz Josephs Verhältnis zu den Juden war von »aufrichtiger Sympathie« geprägt; am 3.4.1849, also kurz vor der Begegnung unseres Autors mit dem Kaiser, hatte er erstmals in einer Ansprache die Worte »Israelitische Gemeinde von Wien« gebraucht (vgl. Heinz Gstrein, *Jüdisches Wien.* Wien-München 1984, 34–37).



Wussten Sie, dass die Österreicherinnen und Österreicher zu den reisefreudigsten Europäern gehören?



www.aussenministerium.at bietet Ihnen aktuelle Reiseinformation und Reisewarnungen, Adressen und Erreichbarkeit der österreichischen Botschaften und Konsulate im Ausland und einiges mehr.

In Notfällen steht Ihnen das Außenministerium stets zur Verfügung - und das rund um die Uhr unter der Telefonnummer 050 11 50-4411 (aus dem Ausland wählen Sie: +43 50 11 50-4411).



Die Broschüre "Tipps für Auslandsreisende" enthält zahlreiche Hinweise für Notfälle sowie sämtliche Adressen österreichischer Vertretungen. Kostenlos erhältlich ist sie unter der Telefonnummer 050 11 50-4472 oder per E-Mail unter abti3@bmaa.gv.at.

 Bundesministerium
für auswärtige Angelegenheiten

Der Zeuge an der Rampe.

Michael John

Norbert Lopper, geboren 1919 in Wien (stehend), im Vordergrund links der Auschwitz-Überlebende Kurt Hacker (1920–2001), rechts Michael John. Foto: Andreas Neiss. Quelle: Privatchiv Michael John

Wien 1919: Unmittelbare Nachkriegszeit, das jahrhundertalte Habsburgerreich war nach einem vier Jahre langen Krieg zusammengebrochen. Unterernährung, Instabilität, Währungskrise, Armut. Mit diesen Schlagworten kann die Situation beschrieben werden. Nach der Änderung des Wahlrechts errang die Sozialdemokratie erstmals eine Mehrheit im Wiener Gemeinderat, die Jahre des »Roten Wien« begannen. In diese Situation wurde Norbert Lopper hineingeboren, in einen jüdischen Haushalt in kleinbürgerlich-proletarischer Nachbarschaft in Wien-Brigittenau. Der kriegsinvaliden Vater war Handelsagent, die Mutter Kürschnerin. »Wir waren gläubig, aber nicht religiös. Meine Mutter am ehesten, sie hat den Schabbes gehalten. An den Hohen Feiertagen sind wir aber alle in die Synagoge gegangen«, erzählt Herr Lopper.¹

Kindheit und Jugend in Brigittenau

Die Rauscherstraße, Wien XX, lag in der Nähe des Augartens, dort begannen die Buben Fußball zu spielen. Die insgesamt fünf Lopper-Kinder (drei Buben, zwei Mädchen) sind als »Schlüsselkinder« aufgewachsen,² auf der Gasse, im Park, im Wohnviertel, das sich bis zum Donaukanal erstreckte. Zum Mittagessen gingen sie in eine Ausspeisung, danach waren sie sich selbst überlassen.³ Norbert Lopper trat bald in den Fußballverein Sparta Wien ein, das Klublokal lag in »seiner« Straße, der Rauscherstraße. Es war kein jüdischer Klub, der Junge hatte in erster Linie nichtjüdische Freunde. Antisemitisch war »eigentlich keiner von ihnen, im Gegenteil, da im Grätzl, im Augarten, hat das wirklich keine Rolle gespielt«. Fußball war damals wohl das

Wichtigste, »ich war vollständig ausgelastet«. Schon bald spielte er bei Sparta im Mittelfeld und galt als Talent. Lopper wurde von seinem nichtjüdischen Umfeld gefördert, es entwickelten sich Freundschaften. Der Amateurverein bot einem jungen Fußballspieler allerdings keine Perspektive.

In den zwanziger Jahren gab es in Wien nur zwei Mannschaften, die Buben aus dem jüdischen Milieu wirklich als Vorbild dienen konnten.⁴ Der Wiener Amateur SV war damals ein Spitzenklub, mit jüdischen und nichtjüdischen Spielern, zum Teil mit assimilierten jüdischen Anhängern und Sponsoren, ein so genannter »Kaffeehausklub«. Nach der Einführung des Profifußballs in der Saison 1924/25 suchten die Amateure nach einem neuen Klubnamen, 1926 wurde daraus »Austria Wien«. Der zweite Klub, der infrage kam und bei dem Norbert Lopper als Nachwuchsspieler schließlich landete, war Hakoah Wien. Der 1909 gegründete Klub war ein zionistischer Verein, der die Strategie wählte, mit einer zuerst semiprofessionellen, dann mit einer zur Gänze professionellen Fußballmannschaft die Anerkennung und damit Selbstbestätigung der jüdischen Bevölkerung Wiens zu betreiben. »Hakoah« (hebräisch) bedeutet Stärke.⁵

In der Saison 1924/25 wurde Hakoah österreichischer Meister der Professionals im Fußballsport. Um 1935, als Norbert Lopper bei Hakoah zu spielen begann, zählte die Mannschaft nicht mehr zu den absoluten Top-Teams und pendelte zwischen erster und zweiter Liga. Der Hakoah-Platz lag in der Krieau, im zweiten Bezirk, die Hakoahner trafen sich aber häufig in einem Kaffeehaus in der Marxergasse, das dem ehemaligen Spieler Maxl Richard Fried gehörte. Im Café Annahof

Ein biographisches Porträt



hingegen saß der von vielen verehrte Matthias Sindelar von der Austria mit seinen Freunden. Die Austria- und FC Wien-Spieler haben dort tarockiert. Sindelar galt in den dreißiger Jahren als der beste Stürmer Österreichs.⁶ Intellektuelle Querverbinder, vom Sport zur Literatur, wie etwa der Austria- und Hakoah-Fan Friedrich Torberg suchten das Café Herrenhof auf.

Die dreißiger Jahre in Österreich waren von einer spürbar stärkeren Judenfeindlichkeit geprägt.⁷ »Antisemitische Äußerungen – das war man gewohnt, die gab's dauernd. In meinem persönlichen Umkreis hab ich das zwar kaum gespürt, außerhalb aber schon. Eben bei den Hakoah-Spielen etwa. Es waren aber vor allem Nazis, die ganz gezielte Angriffe gestartet haben. Die Nationalsozi-

alisten sind immer stärker geworden«, erzählt Norbert Lopper: »Manchmal haben sich massenweise andere Leute mitreißen lassen, wie beim Spiel Straßenbahn gegen Hakoah, das war beängstigend, da hatte ich schon irgendwie Angst bekommen. ... Ganz gezielt wurde auf uns Juden hingeschlagen.« Lopper setzt fort: »Um ein Beispiel zu geben, 1936, da war ich ein Installateurlehrling und mein Meister hat versucht, mich von der Leiter herunterzustößen, auf der ich gestanden bin, er war ein Antisemit, hat mich dauernd Moische genannt. Ich habe ihm einen Hammer nachgeworfen und gekündigt.« Lopper spielte bis zum »Anschluss« bei Hakoah, dies hinderte ihn jedoch nicht, auch Austria-Spiele zu besuchen; einmal fuhr er als Schlachtenbummler mit der Austria-Mannschaft nach Budapest.



Nationalsozialistische Herrschaft – die Flucht aus Wien

Es kam der 12. März 1938: »An diesem Tag bin ich mit einem Freund, mit Herbert Meitner von Hakoah, gerade im Nestroy-Kino gewesen. Es wurde ›Der Dibbuk‹ gespielt, ein jüdischer Film.« Michal Waszynskis »Dibbuk« (1937), ein Film aus Polen in jiddischer Sprache, war in Wien angelaufen. »Wir waren gerade drin im Kino, mitten im Film, als es hieß, die Nazis sind da. Die SA ist auf der Straße marschiert, LKWs sind aufgefahren. Der Film wurde gestoppt. Die Kinobetreiber haben eine Seitentür aufgemacht, damit wir unbehelligt hinaus konnten.« In der Folge begann man in der Familie zu überlegen, wie man das Land verlassen könne. Einen Pass zu erhalten, war eine Voraussetzung, das Prozedere dazu aber schwierig und schikanös. »Schließlich haben die Verwandten meiner Mutter, ihre Schwester und deren Familie, einen Anfang gemacht. Der Onkel hat Josef Weiss geheißt, war Geschäftsführer des Kaufhauses Schiffmann im zweiten Bezirk. Also, die sind bereits im April nach Belgien gegangen. Wir wussten, dass wir auch fort müssen aus Wien.« Ende Mai 1938 feierte die Familie Lopper im Augarten noch Abschied von nichtjüdischen Freunden. »Wir haben im Juni noch mit Freunden ein Foto gemacht, im Augarten, mit Rudi Bogdalik, der hat bei uns im Haus, in der Rauscherstraße 8, am gleichen Gang gewohnt, und mit Gustl Weber, dem Fußball-Sektionsleiter von Sparta und einer Freundin meiner Schwester. Sie waren wirklich gute Freunde.«

Bald darauf fuhr der junge Mann los: mit dem Zug nach Aachen, mit der Straßenbahn zur belgischen Grenze. Beim ersten Versuch wurde Norbert Lopper von den Grenzbeamten zurückgeschickt, beim zweiten Versuch gelang ihm der Grenzübertritt. Er fuhr in der Folge nach Brüssel, zur Familie seiner Tante und leb-

te dort als Flüchtling. Im damals noch freien Brüssel existierte ein jüdischer Verein namens »Etoile« (Stern), mit Verbindungen zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Etoile führte eine Fußballmannschaft. Lopper wurde engagiert und erhielt eine kleine Vergütung. Bald kamen ein Bruder und eine Schwester nach, begleitet von Gustav Weber, dem bereits erwähnten Freund der Familie: »Er hat uns sehr geholfen, aber auch andere aus dem Fußballverein (Sparta).« Weber hatte nicht nur die Visa für Belgien besorgt, sondern auch die beiden Jugendlichen nach Brüssel gebracht. Schließlich kamen auch die Mutter und der Vater nach, alle lebten in einer Wohnung in der belgischen Hauptstadt. Die Mutter erhielt einen Job als Kürschnerin, Norbert Lopper spielte zusätzlich bei einem zweiten Verein, Maccabi Bruxelles, und erhielt auch hierfür ein kleines Honorar. Die Familie konnte sich finanziell jedenfalls über Wasser halten. Norbert Lopper lernte bei »Etoile« schließlich Ruth kennen, ein Mädchen aus Berlin. Die beiden wurden ein Paar.

Eine verhängnisvolle Reise quer durch Europa

Die deutsche Wehrmacht marschierte im Mai 1940 in Belgien ein. Es folgten Registrierungen und der Versuch, aus dem Einflussbereich der deutschen Besatzer zu entkommen, man nahm einen Zug ins unbesetzte Südfrankreich. Dort wurden die jüdischen Familien interniert, Männer in St. Cyprien, Frauen in Gurs. In St. Cyprien herrschten katastrophale hygienische Bedingungen, es brachen Seuchen aus, Cholera, die Männer schliefen auf Strohsäcken. Norbert flüchtete aus St. Cyprien, er gab einem Bewachungsposten ein Päckchen Zigaretten und gelangte so aus dem Lager. Über



Von links nach rechts: Hakoah-Mannschaft 1937 mit Norbert Lopper (zweiter von links, stehend). Quelle: Wenn nicht anders angegeben alle Fotos: Privatarchiv Norbert Lopper

Im Augarten: Familie Lopper mit den Freunden Gustl Weber und Rudi Bogdalik, 1938

Norbert Lopper 1945, einige Monate nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager

Perpignan und Toulouse fuhr er in das Dorf Revel, im unbesetzten Gebiet, wo sich die Familie seiner Freundin Ruth befand. Schließlich beschlossen sie, ins besetzte Brüssel zurückzukehren, da man dort bessere Lebensbedingungen erwartete und die drohende Gefahr nicht adäquat einschätzen konnte.⁸ Norbert Lopper und die Familie seiner Freundin fuhren nach Brüssel zurück, wo mittlerweile auch wieder die Familie Lopper lebte.

Im Oktober 1940 feierte man im von den Deutschen besetzten Brüssel eine Doppelhochzeit, Norbert Lopper heiratete Ruth, ihr Bruder seine Freundin – gefeiert wurde beim Fußballverein Etoile. »Meiner Erinnerung nach war es ein ruhiges Leben«, so Lopper, »wir haben Arbeit gehabt, es gab keine größeren Probleme. Ich habe das so positiv in Erinnerung. Man musste den Judenstern tragen, aber das haben auch viele Belgier gemacht, aus Solidarität. Bis August 1942 war das so, dann war es aus.« An Norbert und Ruth Lopper erging die schriftliche Aufforderung, sich am Gare du Nord einzufinden. Zum Arbeitseinsatz, hieß es, die ahnungslosen Schwiegereltern schickten mit dem Ehepaar auch noch die 16jährige Schwester Sonja mit. Norbert Lopper kämpft mit den Tränen, als er dies erzählt. Am 25./26. August ging es auf die Reise, nicht in Viehwaggonen, sondern in normalen Personenwaggonen. Noch wussten die Passagiere nicht, wohin sie fahren. Am 27. August kamen sie an der Rampe in Auschwitz an.

»Es war die Hölle für mich«

Männer und Frauen wurden an der Rampe getrennt. Norbert Lopper sah Ruth und Sonja nie wieder. In den Blöcken von Auschwitz wurden die Neuankömmlinge registriert, tätowiert, dann ließ man sie stundenlang in der Sonne stehen. Der Akt über Norbert Lopper, der im

Archiv der Gedenkstätte Auschwitz erhalten geblieben ist, datiert vom 28. August 1942, führt die laufende Nummer 61.983, weist als Wohnort Brüssel, Josef Glas Straße 20, aus.⁹ Als Wohnort der Ehefrau wurde K.L. Auschwitz angegeben. Angemerkt wurde bei Lopper auch: »Nase: gebogen, Zähne: 1 golden«. Die erste Arbeit, die Lopper leisten musste, war, einen Galgen zu tragen. Dann wurde vor den Augen der Anwesenden ein Häftling gehängt. »Es war die Hölle für mich«, erzählt er und trotz des Abstands von sechzig Jahren scheinen die Ereignisse wieder präsent zu sein. Auschwitz bedeutete für die Ankömmlinge zuerst einen ungeheuren Schock. Lopper kam zum Tiefbaukommando, die Arbeit war sehr anstrengend, die Verpflegung minimal, die Lebensverhältnisse von Sadismus und Tristesse geprägt. Schläge gab es jeden Tag.

Anfang November überlegte der junge Häftling, sich gegen den unter Hochspannung gesetzten Stacheldrahtzaun des Lagers zu werfen. Er konnte nicht mehr. Am nächsten Morgen geriet er in eine tumultartige Situation. Es ging um Neuaufnahmen für das sogenannte



www.evn-forum.at

Flexible Raumgestaltung ist ab jetzt grenzenlos!

Außen – fantastische Architektur, großzügige Grünflächen und 150 (freie) Parkplätze. Innen – individuelle Raumgestaltung, Technik auf dem neuesten Stand. Dazwischen – auf der Sonnenterrasse entspannen und das exzellente Catering genießen. Und jetzt – rufen Sie uns einfach an: 02236/200-12861 Denn über den Erfolg von High-Class-Events entscheidet jedes Detail.

EVN FORUM – Veranstaltungszentrum
EVN Platz, A-2344 Maria Enzersdorf/Wien
Telefon 02236/200-12861, Fax 02236/229 29
E-Mail: evn.forum@EVN.at

FORUM
EVN | events verlangen niveau



Die Geleise zur Rampe in Auschwitz-Birkenau. Lopper arbeitete hier mit seinem Kommando.



Die Zäune von Auschwitz-Birkenau. Fotos: Andreas Neiss. Quelle: Privatsammlung Michael John

»Kanada-Kommando«. Norbert Lopper sprach einen Unterkapo an, dessen Dialekt ihm vertraut war. *»Können Sie bitte für mich etwas tun?«* Der Mann war ein »Zigeuner«, Rom, aus Wien. Er fragte: *»Woher kommst Du?«* *»Aus Wien.«* *»Stell Dich dort hin.«* Einige Sekunden später war Lopper Teil des Kanada-Kommandos, das beliebt war, weil es kurzfristig bessere Überlebenschancen und einen etwas höheren Status im KZ-System bot. Es handelte sich dabei um ein Aufräumungskommando, Gepäck wurde aufgeladen, sortiert, auf LKWs verladen und zum Effektenlager gebracht. Oft fand man dabei mitgebrachtes Essen. Andererseits war das Kommando bei der Arbeit auf der Rampe ständig mit dem Tod konfrontiert. Sie wussten, was dort geschah, und standen außerdem in enger Arbeitsverbindung zum Sonderkommando. Auch dieses Kommando musste Sammel- und Sortierarbeiten durchführen, vor allem aber war das Sonderkommando mit dem Abtransport der Leichen zum Krematorium beauftragt. Die Männer des Sonderkommandos wurden regelmäßig liquidiert.¹⁰ Die Häftlinge des Kana-

da-Kommandos hatten ebenfalls Angst: *»Wir haben mit dem Leben abgeschlossen, was wir gesehen haben!«*

Norbert Lopper wurde auf der Rampe mit grauenvollen Situationen konfrontiert: etwa als Tag und Nacht Züge mit den ungarischen Juden anrollten, oder die Transporte polnischer Juden aus Sosnowitz und Bendzin, die wussten, was mit ihnen geschehen würde, oder auch der Kindertransport aus Theresienstadt im September 1943, als die Häftlinge des Kanada-Kommandos den Kindern aus dem Zug heraushelfen mussten und das Gepäck abzutransportieren hatten, während die Kinder ins Gas geschickt wurden. *»Was ich nie vergessen werde, einmal kam ein sechsjähriger polnischer Bub, er wollte nicht mit den anderen mit, die wurden ins Gas geschickt. Er hat gesagt, er will arbeiten, hat zu dem SS-Lagerchef Aumayer gesagt, er will ihm die Schuhe putzen, er hat geweint und gebettelt.«* (Aumayer ließ ihn leben.) Auch dramatische Trennungssituationen mit Müttern und Kindern kamen oft vor, wobei die Trennung meist lebensrettend für die Kinder sein konnte.

SS-Leute erschossen auch Mithäftlinge auf der Rampe. Nach dem Krieg hat Norbert Lopper in zwei Prozessen, unter anderem im sogenannten »Auschwitz-Prozess« in Frankfurt am Main, als Zeuge ausgesagt. Rapportführer Oswald Kaduk führte auf der Rampe ein brutales Regiment. Er wurde nach 1945 wegen Mordes in zehn Fällen und gemeinschaftlichen Mordes in mindestens tausend Fällen zu lebenslangem Gefängnis verurteilt. Lopper selbst wurde vom SS-Oberscharführer Höcker zweimal vor allen Kommandohäftlingen so misshandelt und gefoltert, dass er den Verletzungen beinahe erlegen wäre.¹¹ Um einem weiblichen Mithäftling bei der Flucht zu helfen, hatte er eine goldene Taschenuhr zur Seite gelegt, war jedoch dabei gesehen worden. Der SS-Mann Höcker schlug ihn bis zur Bewusstlosigkeit. Mala Zimetbaum, der Lopper helfen wollte, gelang vorerst die Flucht, letztlich wurden sie und ihr Freund jedoch festgenommen, nach Auschwitz zurückgeschickt und dort auf besonders grausame Weise ermordet.

Nur mit Mühe erholte sich Norbert Lopper von den brutalen Knüppel- und Peitschenschlägen. Die Mithäftlinge im Krankenrevier und im Kanada-Kommando retteten ihm mit ihrer Solidarität das Leben. Auf der Krankenstation hat man den Schwerverletzten vor den inspizierenden SS-Ärzten versteckt, »da die mich sonst ins Gas geschickt hätten«. Nur mühsam und mit großer Unterstützung konnte er sich erholen. Körperliche Schmerzen aufgrund dieser Folterungen hat Lopper bis heute, seine Bandscheiben wurden zertrümmert. Die

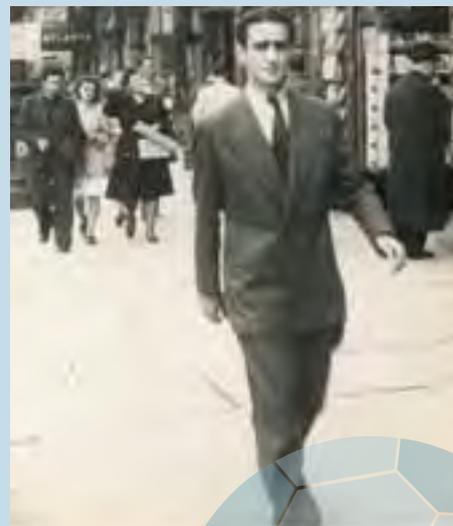
Verletzungen waren auch der Grund, warum der fußballbegeisterte Mann nicht am Match einer »Maccabi«-Mannschaft gegen eine SS-Mannschaft teilnahm. Daher konnte er nur als Zuschauer den Sieg der jüdischen Häftlinge miterleben, einen Sieg, der im Spätsommer 1944 wohl die Stimmung im Lager beeinflusste. Das im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz aktenkundige Match zählt wie die Boxkämpfe und das Mädchenorchester zu jenen perversen Gleichzeitigkeiten, die sich in dem riesigen Lagerkomplex ereigneten: Während Menschen in der Gaskammer getötet wurden, ließ die SS aus verschiedenen Gründen diverse Freizeitaktivitäten zu.

Die Rettung von Mutter und Bruder

Die dramatischste Situation, mit der der Häftling aus Wien konfrontiert war, ist sicherlich jene gewesen, als er seinen jüngsten Bruder und seine eigene Mutter in Auschwitz-Birkenau ankommen sah. Lopper war den ersten Tag einem anderen Kommando zugeteilt, nicht jener Arbeitsgruppe, die auf der Rampe tätig war. Er sah am 2. August 1944 zwischen den Geleisen den Zug mit seiner Familie einfahren. In höchstem Stress brachte er seinen Kommandoführer dazu, mit der Arbeitsgruppe über die Rampe zu marschieren; dort hatte das Unterkommando, bei dem er damals arbeitete und dessen Aufgabe es war, Kartoffel zu sortieren, jedoch nichts zu suchen. Allein der Versuch, über die Rampe zu gehen, verstieß gegen alle Befehle und konnte schließlich zur

Auf der Rampe: SS-Mann Höcker (ganz links), der Lopper schwer misshandelte, Kapo Hans Schor (rechts von Höcker), Norbert Lopper (von hinten mit Mütze, in der Mitte), um 1943





Bestrafung der gesamten Arbeitsgruppe führen. Man musste an den Wachposten vorbeikommen, was durch Überreden gelang.

Auf der Rampe, wo die Deportierten aus den Zügen ausstiegen, informierte Lopper den Kapo des Kanada-Kommandos, den aus Wien stammenden Juden Hans Schor, einen Spanienkämpfer. Schor sprach in der Folge mit dem zuständigen SS-Mann von der politischen Abteilung und Lopper nimmt an, »dass ihm der Hans etwas gegeben hat. ... Bei den Effekten haben wir ja alles gefunden, Gold, Geld, Diamanten.« Der SS-Mann ließ sich nun von Lopper seine Mutter zeigen. Da Lopper angesichts der Mutter und des Bruders völlig außer sich war, schickte ihn Schor danach zu einem anderen Waggon: »Er hat gesehen, wie ich gezittert habe, wie aufgeregt ich war.« Der selektierende Doktor Mengele wies Loppers Mutter aufgrund ihres Alters auf die Seite jener Frauen, die – unwissend, was mit ihnen geschehen sollte – zur Tötung vorgesehen waren. Der SS-Mann aus der politischen Abteilung, der weiter hinten stand, befahl Loppers Mutter jedoch, auf die andere Seite zu gehen, zu den Frauen, die im Lager einquartiert wurden, während Mengele weiter selektierte. Regina Lopper war damit vorläufig in Sicherheit. Lopper kümmerte sich weiter unter größten Schwierigkeiten um die Versorgung seiner Mutter. Schließlich konnte arrangiert werden, dass sie in eine Glühlampenfabrik nach Schlesien abkommandiert wurde, damit aus dem Vernichtungslager herauskam und überlebte.

»Wir hatten in diesem Fall unglaubliches Glück. Wäre der Zug zehn Minuten später eingefahren, hätte ich meine Mutter nicht gesehen und sie wäre in die Gaskammer

Von links nach rechts: Internationale Fußballszene: Norbert Lopper und der ehemalige Austria-Star »Murl« Jacaré begrüßen den neuen Spieler Francisco Marcelo am Flughafen Wien-Schwechat, 1979

Norbert Lopper nach dem Krieg in Brüssel

Norbert Lopper 1957 in Wien

geschickt worden«, erinnert sich Lopper: »Mein Bruder war 17 Jahre, von ihm habe ich gewusst, dass er arbeiten geschickt wird und nicht ins Gas.« Lopper blieb dann wieder beim Kanada-Kommando, um der Familie behilflich sein zu können. Seine beiden Brüder, Davis und Herbert, überlebten schließlich die Konzentrationslager, die ältere Schwester überstand die Zeit schwer krank in Brüssel. Rosa Lopper, die jüngere Schwester, und der Vater, Leo Leib Lopper, wurden in Auschwitz ermordet. Auch Norbert Loppers Ehefrau Ruth, ihre Schwester Sonja und ihre Eltern starben im Konzentrationslager. Nach dem Aufstand des Sonderkommandos im Oktober 1944 und dessen teilweiser Liquidierung lebte Norbert Lopper in ständiger Furcht, ebenfalls getötet zu werden: Dienst auf der Rampe bedeutete für die SS unmittelbare Zeugenschaft ihrer Verbrechen. Tatsächlich starben viele Häftlinge aus dem Kanada-Kommando in den letzten Monaten des NS-Regimes. Hans Schor, der Spanienkämpfer aus Wien, wurde etwa auf dem »Todesmarsch nach Gleiwitz« erschossen. Von achtzig Personen, die mit ihm losgeschickt wurden, kamen rund dreißig in Mauthausen an, darunter Norbert Lopper. Dort wurde er im Mai 1945 befreit. Er kehrte nach der Befreiung nach Brüssel zurück: »Wien stand damals für mich nicht zur Debatte.«



Schließlich entschied sich Norbert Lopper über die Jahre 1952 bis 1954 doch, nach Österreich zurückzukehren. »Nach der Befreiung wollte ich wirklich nicht zurück. ... Aber dann war ich allein in Brüssel, meine Familie in Österreich. In Wien kannte ich niemanden, auf den ich persönlich böse sein konnte, ich bin ja schon so bald geflüchtet. Ich konnte nur meinen Zorn am Regime auslassen«, erinnert sich Lopper an seinen persönlichen Entscheidungsprozess. Er wurde schließlich 1954 Gründungsobmann des Austria Wien-Anhängerklubs, der sich doch wesentlich von den heutigen Fanklubs unterschied: Man traf sich einmal im Monat im Café Herrenhof, es gab ein abwechslungsreiches Kulturprogramm, unter den Mitgliedern waren der Psychologe Friedrich Hacker, Josefstadt-Direktor Ernst Häussermann, Schriftsteller Friedrich Torberg oder Bigband-Leader Johannes Fehring; Austria-Fan war übrigens auch der aus Köln stammende Schauspieler Willy Millowitsch. 1956 trat der Rekordmeister Austria Wien an Lopper heran, ob er nicht Sekretär des Staatsligaverbands werden wolle. Lopper nahm an und blieb bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1985.¹² Trotz der Jahre im Konzentrationsla-

Zurück im Leben – zuerst in Brüssel, dann in Wien

Im Juni 1945 waren die Überlebenden der Familie Lopper in Brüssel vereint. 1946 kehrten alle nach Wien zurück, mit Ausnahme von Norbert. Er schien seelisch in ein tiefes Loch zu fallen, hatte in Auschwitz zu viel gesehen und jeden Glauben an die Menschen verloren. Nach wie vor interessierte ihn jedoch der Fußballsport. In Wien half er bei Hakoah aus, streifte das Trikot mit dem Davidstern über. 1946 organisierte er ein Freundschaftsspiel Etoile Bruxelles gegen Hakoah Wien und spielte diesmal im Etoile-Dress. Wenn österreichische Mannschaften nach Belgien kamen, sah er sich die Spiele an, so auch, als der FC Wien in Antwerpen antrat. Beim Match traf er auf den bekannten Fußballmanager Julius Ukrainczyk, der in Paris lebte. Ob Lopper mit ihm, Ukrainczyk, zusammenarbeiten wolle? »Ja sicher, Sie erreichen mich täglich im Café Old Vienna in Brüssel«, antwortete Lopper. In der Folge erledigte er Jobs für Ukrainczyk, etwa wenn österreichische Mannschaften nach Belgien kamen, aber auch bei anderen Anlässen. Lopper war auch in Paris tätig und gelangte beruflich auf verschiedenen Wegen schließlich sogar bis Brasilien.





Oben: Norbert Lopper und der ehemalige Weltklasse-Fußballer Ferenc Puskas (Honvéd Budapest, Real Madrid)



ger ist ihm eine vielseitige Berufskarriere gelungen. Lopper wirkte unter anderen unter den Präsidenten »Michl« Schwarz, »Joschi« Walter und Leopold Böhm, erlebte Trainer wie Ernst Ocwirk oder Béla Guttmann. Sein Job ist einmal als »Personalunion von Manager, Sekretär, Telefonfräulein und Spielevermittler« beschrieben worden. Lopper arbeitete bis 1970 alleine in der Geschäftsführung, ohne Sekretärin oder Helfer. Das Austria-Büro wurde anfangs im Café Savoy auf zwölf Quadratmetern eingerichtet. Heute erledigen bei Austria Wien fünf oder sechs Personen das Vereinsmanagement.

Auch eine Reihe von Spielertransfers wickelte der Austria-Sekretär ab, dies war Teil seines Jobs. Alberto Martinez und Julio Morales, beide zusammen um 67.000 Dollar, im Jahre 1973 nach Wien zu holen, war wohl sein Werk; der Austria hat es zwei lateinamerikanische Topspieler gebracht. Es war Kurt Blau, ein Cousin Loppers, der ihn auf die günstige Situation aufmerksam machte und sich für die Qualität der Spieler verbürgte. Blau war vor den Nationalsozialisten nach Montevideo, Uruguay geflüchtet und erfuhr dort auch von der Abwanderungsbereitschaft der beiden Spieler.¹³ Herbert »Schneckerl« Prohaska, Mustedanagic, Zvetkov, Petkov, der deutsche Spieler Paproth, Friedl Koncilia, Daxbacher – sie alle kamen unter Loppers

Links: Norbert Lopper 2005. Foto: Andreas Neiss. Quelle: Privatsammlung Michael John

Linke Seite, unten: Spaß mit Austria Präsident Joschi Walter (Mitte) und Franz Horr, Präsident des Wiener Fußballverbandes (links)

Mitwirkung oder Aufsicht zur Austria. Norbert Lopper galt als sehr entgegenkommender und engagierter Betreuer. Die Fußball-Legende Ferenc Puskas freute sich immer auf die Treffen mit dem freundlichen Austrianer. Der Austria-Geschäftsführer kümmerte sich auch um Spieler, die in Wien fremd und etwas verloren waren, wie beispielsweise um den portugiesischen Superstar José Aguas. 1968, 1969 und 1970 besuchte Herr Lopper Israel; einerseits traf er ehemalige Kameraden aus dem Kanada-Kommando, andererseits bereitete er eine Tournee vor, die 1970 durchgeführt wurde. Die gesamte Austria-Mannschaft besuchte die Shoah-Gedenkstätte in Yad Vashem. Er versuchte in der Folge auch, zwei israelische Spitzenspieler mit ähnlich klingenden Namen zur Austria zu bringen – Spiegel und Spiegler – letztlich scheiterte dies im letzten Moment an der Finanzierung,

In den Medien wurde Norbert Lopper eine »Austria-Legende« genannt, er wurde seinerzeit als »Herz« und »Seele« des Vereins bezeichnet, als »Mann hinter den Kulissen«, ein Journalist formulierte über ihn »Torbergs Erbe als violetter Sekretär«.¹⁴ Lopper sieht sich auch heute die meisten Austria-Heimspiele an. In der Lagergemeinschaft Auschwitz ist er Mitglied des Vorstands und nimmt an allen wichtigen Sitzungen teil. Er ist wohl der letzte in Österreich lebende Zeitzeuge, der in Auschwitz bei einem Kommando auf der Rampe eingesetzt war. Norbert Lopper lebt im Kreise seiner Familie in Wien. ❁

Anmerkungen

- 1 Dieser Text fußt auf Narrativinterviews des Autors mit Norbert Lopper vom 31. Mai 1995, 25. April 2002, 9. August 2004, 30. Mai 2005 (Tonband) und einem Interview vom 17. November 1997 (Shoa Foundation, Videointerview). In Anführungszeichen gesetzte Zitate wurden wörtlich aus den Interviews übernommen.
- 2 Kinder, die weitgehend auf sich selbst angewiesen waren und daher über einen eigenen Wohnungsschlüssel verfügten, was damals nicht üblich war.
- 3 Vgl. dazu Reinhard Sieder, Gassenkinder. In: Aufrisse für politische Bildung 5/4 (1984), 8–21.

- 4 Vgl. Michael John, »Körperlich ebenbürtig...« Juden im österreichischen Fußballsport. In: Dietrich Schultze-Marmeling (Hg.), Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball. Göttingen 2003, 231–262.
- 5 Matthias Marschik, »Muskel-Juden« – Mediale Repräsentationen des jüdischen Sports in Wien. In: Ebda, 263–276.
- 6 Vgl. Roman Horak/Wolfgang Maderthaner, Mehr als ein Spiel. Fußball und populäre Kulturen im Wien der Moderne. Wien 1997, 141–152.
- 7 Michael John, Aggressiver Antisemitismus im österreichischen Sport der Zwischenkriegszeit anhand ausgewählter Beispiele. In: Zeitgeschichte 25/3 (1999), 203–223.
- 8 Die Familie Lopper ist kein Einzelfall, eine vergleichbare Verschleppungsrouten erlebten jene Juden, die annahmen, in Frankreich, Belgien oder Holland in relativer Sicherheit zu sein. Vgl. dazu beispielsweise Freddie Knoller, Desperate Journey: Wien – Paris – Auschwitz. London 2002.
- 9 Archiwum Panstwowego Muzeum Oswiecim, Häftlingsbogen, Akt 61.983 vom 28. August 1942, N. Lopper.
- 10 Vgl. Eric Friedler/Barbara Siebert/Andreas Kilian, Zeugen aus der Todeszone: das jüdische Sonderkommando in Auschwitz. München 2005; Gideon Greif, »Wir weinten tränenlos...« Augenzeugenberichte des jüdischen »Sonderkommandos«. Frankfurt/Main 2001.
- 11 Vgl. dazu Hermann Langbein, Der Auschwitz-Prozeß. Eine Dokumentation, Band I. Frankfurt/Main 1995, 249–284 (Oswald Kaduk), Band 2, 875–879 (Urteile Höcker, Kaduk).
- 12 Vgl. dazu auch Matthias Marschik, Wiener Austria: die ersten 90 Jahre. Schwechat 2001, 116 ff.; Karl Heinz Schwind, Geschichten aus einem Fußball-Jahrhundert. Wien 1994, 276 f.
- 13 Archiv Norbert Lopper, Wien, Briefwechsel Kurt Blau – Norbert Lopper, 1972/73.
- 14 Torbergs Erbe als Sekretär. In: Die Presse, 2. Juli 1999, 9; Johann Skocek, Ein Sekretär und Herr und Diener. In: Der Standard, 10. Juli 2004, 15.



VORWÄRTS
KOMMEN
IM BERUF

DIE AK FÖRDERT
IHRE WEITERBILDUNG

wien.arbeiterkammer.at



WIEN

DIE KANN WAS.

»Wir waren wie betäubt«

David Boder, 1946:

Maria Ecker

Im Zuge der Recherchen für meine Dissertation,¹ in der ich Oral-History Projekte mit Holocaust-Überlebenden in den USA untersuche, wurde ich auf ein außergewöhnliches Projekt aufmerksam: Im Jahr 1946 interviewte der amerikanische Psychologe David Boder 109 KZ-Überlebende in europäischen DP-Lagern.² Die damals technisch revolutionäre Erfindung des sogenannten »wire recorders« ermöglichte es ihm, die Erzählungen der Überlebenden in ihren Originalstimmen zu konservieren. Während es aus der unmittelbaren Nachkriegszeit eine beachtliche Menge an schriftlichen Zeugnissen von Überlebenden gibt, ist Boders Projekt wohl die früheste »oral history« auf diesem Gebiet. Für Jahrzehnte danach sind nur vereinzelte Versuche bekannt, die Geschichten und Stimmen der Überlebenden systematisch auf Tonträgern zu sammeln. Erst seit den späten siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts gibt es ver-

mehrt Projekte, die sich um Interviews mit Holocaust-Überlebenden bemühen. Diese Entwicklung erreichte 1994 mit der Gründung der »Survivors of the Shoah Visual History Foundation«, die innerhalb weniger Jahre mehr als 50.000 Interviews mit Überlebenden in der ganzen Welt führte, ihren quantitativen Höhepunkt. Kurz nach Kriegsende wäre dies aus rein technischen, aber auch gesellschaftlichen Gründen unmöglich gewesen: Das Interesse an den Erzählungen der Überlebenden war gering bzw. nicht vorhanden.

Mehr als fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung hatte ich die Gelegenheit, mir einige der »Boder-Interviews« anzuhören.³ Etwas ist mir besonders eindringlich in Erinnerung geblieben: Die Stimme eines achtzehnjährigen jungen Mannes, der von seinen Erfahrungen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern berichtet. Jene Überlebenden, denen ich bis

Linke Seite: DP-Lager Wegscheid (Camp Tyler), Oberösterreich, ca. 1948. Quelle: Wenn nicht anders angegeben stammen alle Bilder aus der Fotosammlung Displaced Persons, Michael John, Linz. Fotoauswahl und Bildunterschriften: Michael John, Linz

Rechte Seite: Ankunft in Auschwitz. Quelle: Archiwum Państwowego Muzeum Oświęcim-Brezinka (Archiv des Staatlichen Auschwitz-Birkenau-Museums), Polen



Interviews mit Holocaust-Überlebenden



dahin im Zuge meiner Recherchen persönlich begegnet war oder die ich aus Fernsehdokumentationen kannte, waren anders. Sie waren alt und erzählten von Ereignissen, die Jahrzehnte zurücklagen. Hier hörte ich diesen jungen Mann, der – zeitlich und geographisch noch recht unmittelbar am Geschehen – versuchte, Worte für das Erlebte zu finden. Es ist dieses »Unmittelbare«, das David Boders Projekt in meinen Augen – und Ohren – so einzigartig macht. Seine Interviews ermöglichen einen faszinierenden, aber auch bedrückenden Einblick in die Art und Weise, wie diese Menschen so kurz nach dem Überleben ihre Erfahrungen erinnern und erzählen.

Boders Leben

Ein Jahr nach Kriegsende, als Boder nach Europa aufbrach, um dort Interviews zu führen, begannen in Amerika die Zeitungsberichte über den Krieg zu verebben, und mit ihnen das Interesse an den Grausamkeiten der Nationalsozialisten und den Schicksalen der Überlebenden der Konzentrationslager. Was motivierte einen sechzigjährigen Psychologen aus Chicago, am Ende seiner akademischen Karriere die Strapazen einer Europareise auf sich zu nehmen, um dort Gespräche mit Überlebenden zu führen?



David Pablo Boder wurde 1886 in Litauen geboren. Er studierte in Wilna, Leipzig und am Psycho-Neurologischen Institut in St. Petersburg, bevor er seine Ausbildung mit Beginn des Ersten Weltkrieges abbrechen musste. Laut Auskunft eines israelischen Familienhistorikers ließ sich seine erste Frau von ihm scheiden, weil er vom Judentum zum Christentum konvertiert war. 1919 floh er – aus Gründen, die nicht völlig geklärt sind – aus Russland. Über Sibirien und Japan erreichte er Mexiko, wo er an einer Universität Psychologie unterrichtete, bis er schließlich 1926 die Einreiseerlaubnis in die Vereinigten Staaten erhielt. Nach weiteren Studien begann Boder am damaligen Lewis Institute (das später in The Illinois Institute of Technology umbenannt wurde) in Chicago Psychologie zu unterrichten. Seine Forschungen und Publikationen konzentrierten sich vor allem auf die Psychologie der Sprache bzw. wie sich Sprache unter Stress verändert. Dieses Forschungsinteresse machte die Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager sicherlich zu interessanten Untersuchungsobjekten, allerdings erklärt es Boders Motivation, diese in Europa zu interviewen, nur bedingt. Wahrscheinlich liegt ein weiterer Grund dafür in seiner Biographie. Seine eigenen Erfahrungen als Flüchtling machten ihn sicherlich offen für ähnliche Schicksale. Möglich ist aber auch, dass er auf diesem Weg etwas über seine Verwandten in Erfahrung bringen wollte: So ist etwa belegt, dass seine erste Frau 1941 in einem Ghetto ermordet wurde.

Die Vorbereitungen für die Reise nach Europa gestalteten sich jedenfalls alles andere als einfach: Es war damals kompliziert, eine Einreiseerlaubnis in die von den Alliierten besetzten Zonen zu erhalten. Außerdem hatte Boder erhebliche Schwierigkeiten, sein Projekt zu

finanzieren. Viele Institutionen, darunter das American Jewish Joint Distribution Committee, zeigten kein Interesse an seinem Forschungsvorhaben. Schließlich ließ sich Boder Geld von seiner Tochter und von seiner Lebensversicherung, um die Reise durchführen zu können. Als er dann am 29. Juli 1946 in Paris eintraf, musste er bald feststellen, dass die Arbeitsbedingungen in den überfüllten DP-Lagern alles andere als ideal waren. Es war etwa schwierig, einen Raum zu finden, wo er ungestört die Interviews führen konnte. Andere Personen störten wiederholt das Gespräch, weil sie entweder selbst interviewt werden wollten oder an den Fenstern und Türen lauschten. Außerdem kam es immer wieder zu technischen Schwierigkeiten mit dem Aufnahmegerät. Umso beachtlicher ist es, dass es Boder gelang, innerhalb weniger Wochen mit nicht weniger als 109 sogenannten Displaced Persons Interviews zu führen.

Die Interviews

Nach seiner Ankunft im jeweiligen Lager suchte Boder nach Freiwilligen, die bereit waren, ihm ihre Erfahrungen mitzuteilen. Um seinen potenziellen Gesprächspartnern die Scheu vor dem damals noch unbekanntem Aufnahmegerät zu nehmen, bat er sie ein Lied zu singen. *»Als ich die Aufnahme zurückspulte und vorspielte, war die Verwunderung, ihre eigenen Stimmen zu hören, grenzenlos«*, erinnerte sich Boder später. Danach zog er sich – nach Möglichkeit – einzeln mit ihnen in einen Raum zurück, um dort das Interview zu führen. Er setzte sich hinter die Interviewperson, um diese nicht mit seiner Mimik und Gestik zu beeinflussen. Die Interviews fanden auf Deutsch, Jiddisch, Polnisch, Russisch, Englisch und Spanisch statt.



Das Gespräch begann meist mit der Bitte Boders, den vollen Namen zu nennen und die Erzählung mit dem Beginn des Krieges zu starten. Im Gegensatz zu späteren (auto)biographischen Quellen, die die gesamte Lebensgeschichte wiedergeben, konzentrierten sich diese frühen Zeugnisse vor allem auf das Kriegsgeschehen selbst und auf das Sammeln von Fakten über Ereignisse und Täter.

Aus den Aufnahmen und Transkripten spricht ein äußerst gründlicher und konzentrierter Interviewer: Immer wieder weist Boder darauf hin, dass er nur an Erfahrungen interessiert sei, die sein jeweiliger Interviewpartner selbst erlebt hatte; immer wieder fragt er nach

Ort, Zeit, Personen und Ereignissen. »Irgendwie war er wie ein Lehrer bei einer Prüfung ... Er machte einen sehr strengen Eindruck und schaute mich ernst an«,⁴ erinnerte sich einer seiner Interviewpartner Jahrzehnte später an das Gespräch. Boders Fragen, Kommentare und Reaktionen eröffnen auch einen faszinierenden Einblick in den Stand des damaligen Holocaust-Bewusstseins. Aus heutiger Perspektive wirken einige seiner Fragen naiv, z.B. ob die Güterwaggons nach Auschwitz mit Toiletten ausgestattet waren oder ob es in den Vernichtungslagern Waschmaschinen gab. Im folgenden Beispiel etwa berichtet eine junge Frau davon, wie sie von einer KZ-Wächterin geschlagen worden war:

Boder: Haben Sie das zugelassen?

Tcharnobroda: Was meinen Sie mit »zugelassen«? [lacht laut] »zugelassen«? Was soll das heißen, »zugelassen«? Stellen Sie sich das vor, »zugelassen«? [lacht]

Boder: Naja.

Tcharnobroda: In einem Lager gab es keinen Widerstand. Widerstand gab es nur im Warschauer Ghetto, aber nicht hier.

Boder: Haben Sie die Wächterinnen festgehalten?

Tcharnobroda: [lacht noch immer] Aber sicher, sie haben mich ausgestreckt und mir fünfundzwanzig Schläge verpasst.

Boder: Aha.

Tcharnobroda: [das Lachen ist verebbt] Ich habe noch immer eine sehr große Narbe davon.⁵

*Oben von links nach rechts:
Babyboom im DP-Camp
Bindermichl, Linz 1948*

*Demonstration für ein spezifisch jüdisches DP-Lager,
Linz, Oktober 1945*

*Im DP-Lager Bindermichl,
Oberösterreich*

*Rechts: DP-Polizei in Linz-
Bindermichl, um 1948*



Im Allgemeinen betrachteten ihn seine Interviewpartner/innen aber als Autoritätsperson, einige adressierten ihn sogar respektvoll als »Herr Professor«. Neben seiner akademischen Position dürfte dies vor allem auch an seinem Alter gelegen haben. In den allermeisten Fällen war er der weitaus Ältere. Etwa ein Drittel seiner Gesprächspartner/innen waren noch nicht einmal zwanzig Jahre alt, ein weiteres Drittel in ihren Zwanzigern. In späteren Interviewprojekten kehrte sich diese Altersstruktur um: Nun waren die Überlebenden die Älteren und – auch gesellschaftlich gesehen – die Autoritäten, die Interviewer/innen zumeist die Jüngeren. Aber auch auf vielen weiteren Ebenen wird durch Boders Projekt deutlich, wie sehr sich die Interviews mit Holocaust-Überlebenden in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Um etwa beim Alter der Beteiligten zu bleiben: kein anderes Interviewprojekt erreichte ein derartig breites Spektrum an Jahrgängen. Die jüngste der von ihm Interviewten war gerade einmal zehn Jahre alt, die älteste 75 Jahre – und damit Jahrgang 1871. Besonders die Geburtsjahrgänge vor 1900 sind in den späteren Projekten stark unterrepräsentiert oder überhaupt nicht



mehr vorhanden. Hildegard Franz, geb. 1871, hatte in einer so genannten »Mischehe« gelebt: Sie war jüdischer Abstammung, ihr Mann gemäß nationalsozialistischer Ideologie »Arier«. Nachdem ihr Mann 1943 gestorben war, wurde sie nach Theresienstadt verschleppt:

»Am 17. Januar '44 hat man mich binnen zwei Tagen aus meiner Wohnung raus [weint] musste ich meine Wohnung verlassen, bin ins KZ gekommen, nach Theresienstadt. Mit 73 Jahren [weint bitterlich] ... ich will mich erst ein bisschen fassen – [schluchzend] mit 73 Jahren bin ich nach dem Tod meines Mannes nach zwei Monaten verschleppt worden nach Theresienstadt.«⁶



An dieser kurzen Sequenz wird auch das Ringen um Worte im Versuch, das Geschehene auszusprechen, deutlich. Viele dieser sehr frühen Zeugnisse sind davon geprägt: Sie wirken bruchstückhaft, inkohärent, »roh«. Forschungsergebnisse belegen, dass Erfahrungen, über die wiederholt nachgedacht und gesprochen wurde, nicht nur besser »erinnert« werden, auch die Erzählungen werden im Laufe der Zeit runder und geschliffener.

Überhaupt machen die Interviews deutlich, dass 1946 noch oft die Begrifflichkeit für das Geschehene fehlte. In vielen Interviews wird etwa sehr detailliert das beschrieben, was wir heute als »Todesmarsch« kennen und etikettieren, nämlich die Evakuierung der Konzentrations- und Vernichtungslager gegen Kriegsende, im Zuge derer die Häftlinge über unzählige Kilometer getrieben wurden. Josef Mengele, der SS-Arzt von Auschwitz, der in später entstandenen Interviews ebenfalls eine prominente Rolle spielt, kommt in diesen frühen Erzählungen noch kaum vor. Hier ist es vor allem Irma Grese, auf die viele der ehemaligen Häftlinge – sehr de-



Linke Seite oben: Autonome Strukturen: Der DP-Lagerbürgermeister und der DP-Polizeichef

Linke Seite unten: Berufsausbildung: die Autowerkstätte im Lager Linz-Bindermichl

Das DP-Camp »Davidstern« in Linz-Ebelsberg, Oberösterreich

tailliert – zu sprechen kommen. Irma Grese war KZ-Aufseherin in Ravensbrück, Auschwitz und Bergen-Belsen und wurde im Dezember 1945 hingerichtet. Hier ein Beispiel:

Nichthausner: Ich erinnere mich an Irma Grese. Ich kannte sie persönlich. Sie sollten von ihr gehört haben.

Boder: Welche Irma Grese?

Nichthausner: Irma Grese, die kürzlich gehängt wurde.

Boder: Ach ja, die.

Nichthausner: Ja, die von Belsen. Ich kannte sie persönlich. Ich wusste nicht, dass sie Irma Grese war, aber nach der Befreiung habe ich ihr Bild in der Zeitung gesehen und gelesen, was über sie geschrieben wurde, wie sie sich anzog und wie ihr Gesicht aussah. So wusste ich, dass es sie war. Ich kannte sie sehr gut. Sie hat solch schreckliche Dinge getan, besonders in unserem Block. Ihr Gesicht, wissen Sie, das war so schön. Große, blaue Augen, und schönes goldenes Haar.⁷

Die Taten der »Hyäne von Auschwitz«, wie sie von der Presse betitelt wurde, waren damals in aller Munde. Dies erklärt, warum Grese in diesen Interviews so detailliert erinnert wird, und verdeutlicht allgemein, wie sehr die Erinnerungen und Erzählungen vom jeweiligen historischen und kulturellen Umfeld geprägt sind.

Neben der Täterin Irma Grese ist es übrigens vor allem die Fahrt nach und die Ankunft im Vernichtungslager Auschwitz, die in den Erzählungen hervorstechen. Sie sind zumeist äußerst detailliert und dokumentieren damit den wichtigen Einschnitt, den sie symbolisieren. Der Prozess der Entmenschlichung war nirgends so unmittelbar wie hier. Wie im folgenden Beispiel, in dem

Boders Interviewpartnerin zunächst ausführlich den Transport in einem Güterwaggon geschildert hatte:

Rosenwasser: Dann sind wir um ca. Mitternacht in Auschwitz angekommen.

Boder: Wie viele Tage dauerte die Fahrt nach Auschwitz?

Rosenwasser: Ungefähr zweieinhalb, drei Tage.

Boder: Ja, und dann sind Sie in Auschwitz angekommen...

Rosenwasser: Es war eine Freitagnacht...

Boder: Ja...

Rosenwasser: ...Wir sind am Bahnhof in Auschwitz angekommen. Wir mussten zwei bis drei Stunden warten, und danach haben sie die Waggons geöffnet und uns...

Boder: Ja...

Rosenwasser: Sie haben uns dann gleich gesagt, wir müssen alles Gepäck zurücklassen, alles im Waggon, und dass wir es am nächsten Tag bekommen würden.

Boder: Ja...

Rosenwasser: Dann begannen sie mit der Selektion. Wir wussten natürlich nicht, was das bedeutete.⁸

Es folgt die ebenso detaillierte Erzählung über die Selektion, das Rasieren der Haare, das Erhalten der Häftlingskleidung, das Tätowieren, und das erste »Essen«.

Den stärksten Eindruck hinterlassen Boders Interviews allerdings wegen ihrer zeitlichen und geographischen Nähe zum Geschehen, die in den Gesprächen deutlich wird. Dieses »Unmittelbare« ist am schwersten in Worte zu fassen, wird aber vielleicht an folgender Sequenz erahnbar. Eine der Gesprächspartnerinnen Boders erzählt vom ersten Appell in Auschwitz:



Oben links: Religiöses Leben im neuen Bethaus des Camps in Linz-Bindermichl, Dezember 1945

Oben rechts: Schülergruppe im DP-Lager Bindermichl

Unten: In den Zeiten der Zwangsbewirtschaftung – Schwarzmarkt im Resselpark, Wien, nach 1945

Tischauer: Dann wurden wir von den SS-Frauen auf den Appellplatz gejagt. Wir wussten nicht, was wir zu tun hatten. Dann...

Boder: Haben die SS-Frauen Sie geschlagen?

Tischauer: Die ersten Stunden konnte ich nicht ... Nein, darüber will ich wirklich nicht reden. Dann war es für uns ... wir hatten ... wir waren eigentlich wie betäubt. – Ja?

Boder: Was heißt, Sie wollen nicht darüber reden?

Tischauer: [mit hoher, schriller Stimme] Ich kann darüber nicht reden. Wir waren wie betäubt. Ich weiß nicht [...] Eines weiß ich noch. Wir wurden in einer Linie aufgestellt, damit man uns zählen konnte.⁹

Genau dieses »Unmittelbare« muss auch David Boder, den Zuhörer, besonders berührt haben. Nach zwei Monaten strapaziösen Reisens quer durch Europa und über hundert Gesprächen mit Holocaust-Überlebenden ist ihm die Erschöpfung in den letzten Interviews jedenfalls deutlich anzuhören. Er selbst bemerkte wiederholt, dass er sich wie in »Trance« befinde. Eines der letzten Interviews fand mit einer jungen Frau statt, die ihr Kind verloren hatte. Auch von ihrem Mann hatte sie seit Jahren nichts gehört, hoffte aber noch immer auf ein Lebenszeichen. Über weite Strecken des Interviews war sie so aufgewühlt, dass sie ihre Geschichte nur schluchzend und stockend wiedergeben konnte. Mitten im Gespräch wendete sich Boder in Richtung Mikrophon und sagt resigniert: »Wir zünden uns Zigaretten an ... ich habe genug gehört ... ich bin wie in Trance nach diesem Interview ...« Noch am selben Tag machte er sich auf den Weg nach Paris, wo seine Reise quer durch Europa begonnen hatte, um von dort aus wieder zurück in die USA zu fahren.

Nachgeschichte und Rezeption

Nach Boders Rückkehr in die Vereinigten Staaten ermöglichte eine Reihe kleiner Stipendien des United States National Health Service die Transkription einiger Interviews. Versuche, einen Teil der Interviews zu publizieren, fielen vorerst auf weniger fruchtbaren Boden. Verlag um Verlag wies sein Manuskript mit der Begründung ab, die Leserschaft hätte schon genug über die schrecklichen Ereignisse des Zweiten Weltkrieges gehört und sei daran nicht mehr interessiert. 1949 wurden schließlich doch acht der Interviews unter dem Titel »I Did Not Interview The Dead« veröffentlicht. Obwohl der Buchumschlag einen Preis wegen seines künstlerischen Designs erhielt, wurde das Buch selbst damals nur von einer kleinen Leserschaft rezipiert und geriet bald in Vergessenheit. Weitere Versuche Boders, darüber

hinaus Forschungsergebnisse, die er aus den Interviews gewonnen hatte, zu veröffentlichen, blieben erfolglos. 1957 wurde schließlich sein Ansuchen auf weitere finanzielle Förderung abgelehnt. Zu diesem Zeitpunkt war Boder bereits pensioniert und zu seiner Tochter nach Los Angeles gezogen, wo er sich weiter den Interviews widmete. 39 der von ihm 1946 geführten Gespräche sind bis heute nicht transkribiert worden. Mit Boders Tod 1961 verschwanden auch seine Aufnahmen und Transkripte für Jahrzehnte im Archiv des Illinois Institute of Technology in Chicago. Erst mehr als vierzig Jahre später tauchten sie wieder auf, nachdem ein Wissenschaftler zufällig darauf aufmerksam geworden war. In diesen vier Jahrzehnten hatte sich das Holocaust-Bewusstsein in Amerika gründlich gewandelt: Filme wie »Holocaust« und »Schindlers Liste«, die Eröffnung des United States Holocaust Memorial Museums in Washington und nicht zuletzt die Gründung der »Survivors of the Shoah Visual History Foundation«¹⁰ hatten eine verstärkte Beschäftigung mit dem Thema zur Folge.



Vor diesem Hintergrund stieß nun auch David Boders einzigartiges Projekt auf offene Ohren. Seine Interviews werden zunehmend rezipiert – bisher aber beschränkt auf den englischsprachigen Raum – und haben nun spät aber doch die von ihm erhoffte Beachtung gefunden.

Schluss

David Boders Interviewprojekt ermöglicht einen wertvollen Einblick in ein bisher wenig untersuchtes Feld der Holocaust-Forschung: mündliche Zeugnisse von Überlebenden, die relativ kurz nach Kriegsende entstanden sind. Es belegt eindringlich, dass sich diese frühen Erzählungen qualitativ von später entstandenen Zeugnissen unterscheiden.

Berufsausbildung: Die Tischlerwerkstatt im Lager Linz-Bindermichl



Inhaltlich gesehen verdeutlichen die Transkripte von 1946 etwa, wie sich der Stellenwert von Ereignissen und Tätern, über die in den Boder-Interviews ausführlich und oft ungemein detailliert erzählt wird, in späteren Interviews verändert. Dies dokumentiert unter anderem die Bedeutung des jeweiligen Entstehungskontexts, die in der Analyse der Erzählungen entsprechend beachtet werden muss. Auf einer emotionalen Ebene ist es besonders die unmittelbare Nähe zum Geschehen, die sich in den oft inkohärenten Erzählungen niederschlägt.

Zu den noch offenen Fragen zählt, ob und wo diese frühen Erinnerungen tatsächlich zuverlässiger sind, was deren faktische »Wahrheit« betrifft. Boders Projekt jedenfalls bietet für solche Forschungsinteressen eine Quelle von unschätzbarem Wert. Von der Beschäftigung mit seinen Interviews (und möglichen ähnlichen Projekten) dürfen wichtige Impulse für die Gedächtnis- und Erzählforschung erwartet werden. *

Weiterführende Literatur

Zum Boder-Projekt:

Donald L. Niewyk, *Fresh Wounds. Early Narratives of Survival*. North Carolina-London 1998.

Alan Rosen, *Sounds of Defiance. The Holocaust, Multilingualism & the Problem of English*. Lincoln-London 2005.

Website des Boder-Projektes: <http://voices.iit.edu>

Zu Erzählungen von Holocaust-Überlebenden allgemein:

Lawrence L. Langer: *Holocaust Testimonies. The Ruins of Memory*. New Haven-London 1991.

Henry Greenspan: *On Listening to Holocaust Survivors. Recounting and Life History*. Westport-London 1998.

Anmerkungen

- 1 Arbeitstitel der Dissertation: »Tales of Edification and Redemption?« *Oral/Audiovisual Holocaust Testimonies and American Public Memory of the Holocaust 1945–2005*.
- 2 *Displaced Person Lager (DP-camps): der Begriff »Displaced Person« wurde für Überlebende der Konzentrationslager, Zwangsarbeiter und Zwangsverschleppte verwendet, die sich nach 1945 in Lagern Deutschlands und Österreichs aufhielten.*
- 3 Die Transkripte sowie einige audiofiles von Interviews sind unter <http://voices.iit.edu> abrufbar.
- 4 Interview von Carl Marziali mit Jack Bass, Birmingham, 2001. Vgl. <http://voices.iit.edu>.
- 5 Interview von David Boder mit Roma Tcharnobroda. Übersetzung Maria Ecker. Vgl. ebda.
- 6 Interview von David Boder mit Hildegard Franz. Vgl. audiofile ebda.
- 7 Interview von David Boder mit Fela Nichthausser. Übersetzung Maria Ecker. Vgl. ebda.
- 8 Interview von David Boder mit Irene Rosenwasser. Vgl. audiofile ebda.
- 9 Interview von David Boder mit Helena Tischauer. Übersetzung Maria Ecker. Vgl. ebda.
- 10 Die so genannte »Shoah Foundation« wurde mit Jänner 2006 in »USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education« umbenannt.

Ein **Betriebsrat** bringt allen was.



Hotline für Fragen zum
Thema Betriebsrat:
0800 - 5 777 44
(kostenlos)

Ich will mehr.

Frauen verdienen durchschnittlich um ein Drittel weniger als Männer. Einer der Gründe dafür ist, dass Frauen häufiger in Unternehmen arbeiten, in denen es keinen Betriebsrat gibt.

Gründen Sie einen Betriebsrat und setzen Sie damit einen Schritt für eine gerechtere Arbeitswelt.

Hotline: 0800 - 5 777 44 (kostenlos)
www.ichbinsoweit.at

Abenteurer **VERANTWORTUNG**
Bist du so weit?

Eine Initiative des

OGB

Von Buchenwald nach Manila, New York,

Der

Helga Embacher

Los Angeles

»*Good Morning, Dr. Zipper*«, begrüßten die Schüler und Schülerinnen der Crossroads School in Los Angeles ihren neunzigjährigen Lehrer. Dieser hatte es sich trotz seines hohen Alters zur Aufgabe gemacht, Kindern und Jugendlichen die Bedeutung von Musik nahe zu bringen, wobei er besonderen Wert darauf legte, auch sozial Benachteiligte zu erreichen. Die Schüler/innen zeigten sich über den alten Herrn mit einem für sie typisch europäischen Aussehen und »funny accent« erstaunt und waren gleichzeitig stark beeindruckt.

Ich lernte den gebürtigen Wiener Herbert Zipper 1994 in Los Angeles auf Vermittlung des Innsbrucker Soziologen Helmut Staubmann kennen. Damals war er bereits über neunzig Jahre alt, fuhr aber noch immer Auto, unterrichtete zweimal in der Woche in der Crossroads School und lebte nach einem strikten Tagesplan: Aufstehen um fünf Uhr, rasieren, damit er sich, wie er sich ausdrückte, noch täglich ins Gesicht sehen konnte, und komponieren. Häufig bereitete er auch Vorträge über China und das politische Leben in Österreich vor seiner Vertreibung, wie er es noch in Erinnerung hatte, vor. Wir gehörten offensichtlich zu den ersten Österreichern einer jüngeren Generation, die dem Künstler auch persönlich nahe kamen und bei ihm viele Erinnerungen an seine Jugend in Österreich auslösten. Bis zu seinem Tod im Jahre 1997 rief mich Herbert Zipper regelmäßig an, um »mit wem Deutsch zu reden«. Fasziniert von seiner Persönlichkeit, beschlossen Helmut Staubmann und ich, seine Lebensgeschichte auf Tonband aufzuzeichnen.¹

Wien

Herbert Zipper kam 1904 in Wien zur Welt. Die Familie Zipper gehörte zum wohlhabenden, liberalen Wiener Bürgertum, in ihrem Alltag kam der jüdischen Tradition nur mehr wenig Bedeutung zu. Die Religion war, wie bei vielen ihres Milieus, dem Glauben an den Humanismus und die Vernunft gewichen, die Ehrfurcht vor Gott ersetzte eine Ehrfurcht vor der Kunst. Herberts Vater, einem bekennenden Liberalen, war nach 1918 im neuen Österreich die politische Heimat abhanden gekommen, der Sohn hingegen empfand ähnlich zahlreichen Juden seiner Generation eine starke Nähe zur Sozialdemokratie. Obwohl selbst vom Bürgertum und dessen Werten massiv geprägt, erblickte er wie viele Juden bürgerlicher Herkunft im Arbeiter den an sich besseren Menschen, dem auch die Zukunft gehören sollte. Als Individualist zeigte er sich jedoch mehr den sozialistischen Idealen als der Partei verbunden, als Humanist faszinierte ihn vor allem die Arbeiter-Bildungsbewegung und der Glaube an eine gerechte Gesellschaft. Bis zu seinem Tod priores er in seinen Vorträgen enthusiastisch die kulturellen und vor allem auch sozialen Errungenschaften des Roten Wien. Als Künstler betrachtete er es als eine seiner wesentlichen Aufgaben, wertvolle Kultur unters Volk zu bringen, denn »*Beethoven, Haydn, Schubert sind nicht nur für die reichen Leute geschrieben worden, sondern für alle Menschen*«. An vielen Sonntagen gab er in Wien mit Gewerkschaftsorchestern Konzerte. Da sich, wie er wohl zu Recht annahm, »*richtige Arbeiter im Konzerthaus nicht wohl fühlen würden*«, verlegte er seine Auftritte in Arbeiterheime. »*Die Arbeiter waren das beste Publikum*«, meinte er noch im hohen Alter.

Herbert Zippers beruflicher Werdegang begann an der »Akademie für Musik und darstellende Kunst«, die er zwischen 1923 und 1928 absolvierte und wo auch der bekannte Komponist Joseph Marx zu seinen Lehrern zählte. Seine Dissertation verfasste er bei Guido Adler im Fach Musikwissenschaft. Wie er sich allerdings erin-

Chicago, Los Angeles und China:

Musiker Herbert Zipper

Herbert Zipper mit einem Bild von Kaiser Franz Joseph neben dem Plakat anlässlich eines Konzerts in Wien 1995. Foto: Helga Embacher



nert, soll Marx den wenigen Studentinnen ein schweres Leben bereitet haben, sodass kaum eine länger als ein Semester durchgehalten habe. Als Beobachter des österreichischen Kulturlebens verwies er in diesem Zusammenhang auf die frauenfeindlichen Tendenzen der Wiener Philharmoniker, die sich, zumindest zum Zeitpunkt des Interviews, noch gegen die Aufnahme von Frauen ausgesprochen hatten.

Als Musiker konnte Herbert Zipper in Österreich nicht Fuß fassen, wobei er glaubte, dass seine jüdische Herkunft ein zusätzliches Hindernis war. Wie viele seiner Berufskollegen wich er nach Deutschland aus, wo ihm in Ingolstadt die Stelle eines Kapellmeisters angeboten wurde und er zudem in Düsseldorf ein Konser-

vatorium leitete. Im Mai 1933 wurde er in Deutschland noch Zeuge der Bücherverbrennung. Danach musste er ohne jeglichen Besitz sofort das Land verlassen. Dem Sozialismus nicht abgeneigt, versuchte er, sich in Moskau eine neue Existenz aufzubauen. Als ihm jedoch eine Stelle in Sibirien angeboten wurde, habe er sich dafür »respektvoll bedankt«.

Wieder in Wien komponierte er Musik für politische Kabarets, wie »Literatur am Naschmarkt« oder »Die Stachelbeere«. Zu seinen Kollegen zählten die Schriftsteller Hans Weigel, Jura Soyfer und der bekannte Schauspieler Peter Hammerschlag, der in Auschwitz ermordet wurde. Gemeinsam mit Hans Weigel gestaltete er für die österreichische Rundfunkanstalt RAWAG die wöchentlich

ausgestrahlte Sendung »Neuigkeiten des Monats«, wobei es, wie er schilderte, vor allem darum ging, zu »skurrilen Texten ernste Musik zu schreiben«.

Neben dem Wiener Kulturleben und vor allem dem österreichischen Humor fühlte er sich der Landschaft zutiefst verbunden. Beeinflusst von der Arbeiterkulturbewegung nahmen Natur und körperliche Ertüchtigung in seiner Lebensphilosophie einen besonderen Stellenwert ein. An zahlreichen Wochenenden unternahm er mit seinen Freunden Ausflüge in die Berge des Salzkammerguts oder nach Tirol. Wie er sich erinnert, habe es in den dreißiger Jahren einen »Sportzug« gegeben, der freitagabends von Wien weggefahren und am Sonntag rechtzeitig für die Arbeit wieder zurückgekommen sei. Wehmütig ob seines Alters und seiner körperlichen Gebrechlichkeit berichtete er uns sehr stolz, wie er die gefährlichsten Berggipfel »erkraxelt« habe.

Seine Erfahrungen in Nazideutschland ließen ihn die Zeichen der Zeit kritisch deuten. Gemeinsam mit seiner Freundin Trudl Dubsy plante er bereits 1937 die Auswanderung in die USA. Dubsy begann schon mit neun Jahren bei Gertrude Bodenwieser eine Ausbildung in Modern Dance und wurde mit 14 Jahren in die Bodenwieser-Tanzgruppe aufgenommen. Bereits als Siebzehnjährige organisierte sie in London die Rutherford-Dubsy-School for Modern Dance und unterrichtete am Bedford College. 1937 wurde sie nach Manila eingeladen, wo sie an der University of the Philippines eine Tanzabteilung einrichten sollte. Ein Jahr später wollte sie sich mit Herbert Zipper dann in den USA treffen. Der »Anschluss« im März 1938 machte diesen Plan allerdings zunichte, als »Halbjüdin« wollte sie auch nicht mehr nach Österreich zurückkehren.

Dachau und Buchenwald

Am 31. Mai 1938 befand sich Herbert Zipper gemeinsam mit seinem Bruder in einen Güterwaggon gesperrt auf dem Weg nach Dachau. Diese Fahrt beeinflusste nachhaltig sein Leben. Wie er dazu meinte, »ist umbringen nicht das Ärgste, aber die Tortur«. Zu seinen prägendsten Erinnerungen zählte bereits die Zeit zwischen dem »Anschluss« im März 1938 und dem Tag seiner Verhaftung. Die ständige Angst um sein Leben und die unwürdige Behandlung, die er damals in Wien über sich ergehen lassen musste, bestimmten bis zu seinem Tod die Beziehung zu Österreich. Wie für viele Vertriebene war es auch für Herbert Zipper ein Schock, dass plötzlich für Juden kein Recht mehr existierte. »Ich habe mir nie vorgestellt, dass sich Teile der Wiener Bevölkerung



plötzlich so benehmen würden, dass es alle Sicherheitsinstitutionen, wie Polizei und Gerichte, für uns nicht mehr gab.« In der Wohnung überfiel ihn die Angst, abgeholt zu werden, und auf der Straße konnte er keinen unüberlegten Schritt mehr tun, um sich ja nicht zu gefährden. »Es war ein ununterbrochenes Schauspiel, sobald ich auf die Straße gegangen bin. Nur weil ich genug Humor gehabt habe, bin ich dabei nicht narrisch geworden.« Aus seiner Sicht hat er das Konzentrationslager Dachau und später auch noch Buchenwald nur aufgrund seines Humors relativ unbeschadet überlebt.

Während seiner Arbeit als »Pferd« (KZ-Häftlinge wurden statt Pferden vor Wagen gespannt und mussten Steine ziehen) kam er dem Schriftsteller Jura Soyfer, der mit ihm eingespannt war, sehr nahe. »Arbeit macht frei«, diese zynische Aufschrift am Eingangstor zum KZ, animierte die beiden zum bekannten Dachau-Lied, wozu Soyfer den Text und Zipper die Melodie schrieb. Als Marschlied sollte es den Mitgefangenen Mut zuspre-

chen, aber auch als Kampflied dienen. Direkte Bezugnahmen auf Gräueltaten wurden vermieden, der Text beschränkte sich auf Andeutungen, um den Zuhörern die Möglichkeit für eigene Vorstellungen zu geben. Heimlich wurde es zuerst von einigen Musikern geprobt und breitete sich dann im gesamten Lager aus. Es fand schließlich auch in anderen KZ-Lagern sowie im Exil in Frankreich, England, Holland oder Mexiko Verbreitung. In Österreich wurde es erstmals von den »Schmetterlingen« aufgeführt, allerdings nicht so, wie es sich der Komponist vorgestellt hatte. Herbert Zipper selbst dirigierte das Lied erstmals 1988 im Rahmen des »Steirischen Herbstes« in Graz, wo er, bereits 84 Jahre alt, in einem Workshop das Dachau-Lied mit einem Chor und Orchester in der Neufassung für Männerchor, Gitarren, Celli, Kontrabässe und Trommel einstudierte. Diese Uraufführung wurde von Terry Sanders auf einer Videodokumentation² äußerst eindrucksvoll festgehalten.

Jura Soyfer kam im KZ Buchenwald um, während Herbert Zipper und sein Bruder im Februar 1939 im letzten Moment gerettet wurden. Zu diesem Zeitpunkt war eine Entlassung aus den Konzentrationslagern noch möglich, allerdings war dazu ein Visum von einem außereuropäischen Land notwendig. Herberts Vater hatte dafür einen Beamten der Botschaft Guatemalas bestochen. Bei ihrer Ausreise aus Österreich mussten die Brüder dann mit ihrer Unterschrift bekräftigen, dass sie Österreich nie mehr wieder betreten würden. Ob-

wohl es Herbert sehr schmerzte, dass er die Vernichtung der österreichischen Kultur und den Hass der Nationalsozialisten auf »alles Intellektuelle« mit ansehen musste, empfand er die Ausreise als eine große Erlösung. »Wie wir über die Schweizer Grenze gefahren sind, haben wir uns besoffen«, womit er als überzeugter Antialkoholiker sogar seine strengen Prinzipien brach.

Herbert Zipper sprach lange nur mit ganz wenigen Menschen über seine Erfahrungen. Den Humor nie verlieren und nach festen moralischen Grundsätzen leben, bildeten bis ins hohe Alter die Grundsäulen seines Lebens. »Ich habe immer versucht, mich selbst zu disziplinieren und nach festen Prinzipien zu leben, an denen man nie rütteln darf.« Dazu gehörte für ihn auch, dass man trotz aller Demütigungen den für ihn so wichtigen Glauben an Humanismus und die Erziehbarkeit des Menschen nicht verlieren darf und die Welt immer auch mit einer gewissen Nuance von Humor und Witz betrachten muss. Ganz wesentlich war für ihn, sich von Hass frei zu machen, denn, wie er meinte, »mit negativen Gefühlen verschwendet man Energie, die in Kunst umgesetzt werden kann«. Herbert Zipper ging dabei so weit, dass er selbst seinen KZ-Erfahrungen etwas Positives abzugewinnen versuchte, indem er darin einen Lernprozess hinsichtlich seiner Menschenkenntnisse sah. Für ihn war es eine wertvolle Erfahrung zu beobachten, »wie sich Menschen auch ohne Erziehung als wirkliche Menschen benehmen können«.

Linke Seite: Herbert Zipper und Trudl Dubsky, seit 45 Jahren verliebt, 1972. Quelle: Nachlass Herbert Zipper

Links: Herbert Zipper vor der Crossroad School, 1994. Foto: Helmut Staubmann
Rechts: Herbert Zipper in seinem Haus in Los Angeles, 1994. Foto: Helmut Staubmann



Manila

Während es seiner Familie gelang, in die USA zu emigrieren, zog es Herbert, der nach seiner Flucht für einige Zeit in Paris lebte, zu seiner Freundin Trudl nach Manila, wo rund 180 Emigranten und Emigrantinnen aus Österreich den Nationalsozialismus überlebten.³ Trudl hatte ihm bereits nicht nur ein Visum, sondern auch eine Anstellung als Kapellmeister des Symphonic Orchestra in Manila besorgt. Im Juni 1939 traf Herbert mit dem Schiff auf den Philippinen ein und trat sofort die Nachfolge des verstorbenen Dirigenten Alexander Lippay, eines ehemaligen Wieners, an. Im August 1939 dirigierte er zum ersten Mal die Manila Symphoniker. Auf dem Programm waren auch Werke von Richard Wagner, was vor allem bei der dortigen jüdischen Bevölkerung auf heftige Proteste stieß. Herbert Zipper wollte damit aber bewusst zum Ausdruck bringen, dass »Juden nicht wie Nazis handeln sollten« und Kunst somit aus politischen Gründen nicht verboten werden dürfe. »Damals waren alle jüdischen Komponisten in Deutschland verboten und es wäre ein Irrsinn gewesen, dasselbe zu machen. Wenn wir Wagner nicht aufführen, sind wir genauso blöd wie die Nazis.«

Der Einmarsch der Japaner im Dezember 1941 bedeutete dann einen weiteren Bruch in seinem Leben. Der Zusammenbruch der philippinischen Wirtschaft brachte viele um ihre Existenz, Universitäten und Schulen wurden geschlossen. Herbert Zipper wurde, wie es hieß, wegen öffentlicher Reden zwei Monate inhaftiert. In Verhören wollten ihn die Japaner dazu zwingen, das Orchester wieder aufzubauen und für die Besatzer zu spielen, was er jedoch mit allen möglichen Ausflüchten ablehnte und zudem die Instrumente versteckte. Nach

seiner Entlassung überlebte er mit Musikunterricht und war in der aus vorwiegend Chinesen bestehenden Widerstandsbewegung tätig. Trudl Dubsky begann zu malen: humorvolle, satirische Bilder über die Beziehung zwischen Japanern und den Philippinen sowie zwischen den Philippinen und der alliierten Befreiungsarmee.⁴

Die Kämpfe um die Befreiung Manilas durch US-Truppen im Februar 1945 forderten schwere Opfer auf beiden Seiten und hatten die Zerstörung der Stadt zur Folge. Herbert und Trudl verloren ihren gesamten Besitz. Überzeugt von der heilenden Kraft der Musik, baute er ein neues Orchester auf. Das erste Konzert – mit Beethovens »Eroica« – das in der dachlosen zerbombten Santa Cruz-Kirche erklang, erlebte er als »triumphalen Moment«.

Sowohl Herbert als auch Trudl zeigten sich vom Verhalten der philippinischen Bevölkerung stark beeindruckt, die sich, im Unterschied zur österreichischen, wirklich besetzt fühlte und sich zu einem hohen Prozentsatz auch am Widerstand gegen die japanische Besatzungsmacht beteiligte.

In Manila wurden Herbert und Trudl, die sich seit Trudls 15. Geburtstag kannten, offiziell ein Ehepaar. Sie beschlossen aber auch, in diesen schwierigen Zeiten keine Kinder in die Welt zu setzten. Als sie sich später in den USA niederließen und sich ihr Leben stabilisiert hatte, war es dafür offensichtlich zu spät.

USA

Im Februar 1946 reisten die beiden in die USA, wo Herbert für das »Komitee für den kulturellen Wiederaufbau der Philippinen« um finanzielle Unterstützung werben sollte. Während ihres US-Aufenthaltes fanden auf den



Linke Seite: Herbert Zipper unterrichtet Kinder in Los Angeles. Quelle: Nachlass Herbert Zipper

Rechte Seite: »Vom Schreibtisch von Herbert Zipper«, Skizze für Helga Embacher. Quelle: Privatbesitz Helga Embacher



Philippinen jedoch Wahlen statt und der kulturelle Wiederaufbau wurde hintangestellt. Herbert und Trudl entschieden sich, ihr Glück in den USA zu versuchen. Herbert Zipper erhielt in New York auf der New School for Social Research, der durch viele Vertriebene aus Europa berühmt gewordenen »Universität im Exil«, Kurse angeboten. Trudl Dubsky arbeitete mit dem aus Deutschland stammenden bekannten Schauspieler und Dramaturgen Herbert Piscator. Als dieser dem antikommunistischen Verfolgungswahn McCarthys zum Opfer fiel, übernahm Trudl die Leitung des Tanzdepartments am »Dramaturgischen Workshop«. Schauspieler wie Tony Curtis, Paul Newman oder Walter Matthau zählten zu ihren Schülern. Später eröffnete sie in Brooklyn ihr eigenes Tanzstudio. »Sie konnte in den Himmel springen«, meinte Herbert, noch immer tief von ihren tänzerischen Leistungen beeindruckt. Er selbst dirigierte ab 1949 das Brooklyn Orchester und gehörte zu den ersten, die Frauen und Afro-Amerikaner einstellten. 1953 erhielt Herbert in Chicago die Stelle eines Direktors an einer Musikschule angeboten, Trudl baute in Chicago ein Tanzdepartment auf. 1970 ließ sich das Ehepaar in Los Angeles nieder, wo sich erst mit der Einwanderung von Hitlerflüchtlingen allmählich ein mit Europa vergleichbares kulturelles Leben entwickelt hatte. Während Trudl unterrichtete und choreographierte, widmete sich Herbert vor allem der musikalischen Erziehung von Kindern und Jugendlichen und wirkte ab 1972 als Projektleiter an der School of Performing Arts an der University of Los Angeles (UCLA). Offensichtlich noch immer von der österreichischen Arbeiterbildungsbe-

wegung beeinflusst, gab er in Schulen in Los Angeles Konzerte mit professionellen Musikern, wobei er vor allem Kinder von benachteiligten Bevölkerungsschichten erreichen wollte.

Zu den wohl schlimmsten Erfahrungen gehörte für Herbert Zipper der Tod seiner Frau Trudl, die 1976 an Lungenkrebs starb. Mit ihr ging Herbert die letzte enge Verbindung zur österreichischen Kultur und Mentalität, die trotz allem immer ein wesentlicher Bestandteil seiner Persönlichkeit geblieben war, verloren. »Oft nach einem Tag harter Arbeit, einer langen Probe konnte ich mit ihr reinen Unsinn daherreden und ihr etwas vorspielen, was eine typische Wiener Angelegenheit ist, was man dort ›blödeln‹ nennt«, schrieb er nach ihrem Tod in sein Tagebuch. Mit dem allmählichen Tod vieler weiterer Freunde aus Europa ging ihm die deutsche oder österreichische Kultur endgültig verloren und beschränkte sich auf Telefonate.

In Paul Cummins, dem Direktor der Crossroads School in Los Angeles, und dessen Frau Mary-Ann, einer Musiklehrerin, fand er eine Ersatzfamilie. Bis kurz vor seinem Tod unterrichtete Herbert Zipper an der Crossroads School, wo er sich auch um die Vermittlung der österreichischen Kultur der 1920er und 1930er Jahre bemühte. Paul Cummins ließ sich von ihm inspirieren und errichtete an der Crossroads School eine Stiftung, um Kindern aus armen Verhältnissen eine Ausbildung in Kunst zu ermöglichen.

Obwohl Zipper in den USA viele Freunde gefunden hatte und zumindest in kulturellen Kreisen in Los Angeles als »celebrity« galt, fühlte er sich nie als Amerikaner. Den USA gegenüber zeigte er sich allerdings dankbar, dass er hier leben und Staatsbürger werden durfte. »Meine Heimat ist die Welt« meinte er, dem jeder Nationalismus verhasst war, ohne jede Wehmut.

China

In den 1980er Jahren nahm Herbert Zipper eine neue Herausforderung an. Fast jeden Sommer verbrachte er in China, um mit chinesischen Orchestern klassische Musik einzustudieren. Von der Öffnung der chinesischen Gesellschaft erhoffte er sich, dass sich zumindest in China sein Traum von einer besseren Menschheit verwirklichen würde. 1989 nahm er mit Studenten an den Demonstrationen am Tiananmen Platz teil. Seinem Lebensmotto »Never Give Up« entsprechend, gab er seinen Traum auch nicht auf, nachdem er von seinem Hotelfenster aus die Niederschlagung dieser friedlichen Studentenproteste mit Panzern beobachten musste.

Wien

Obwohl er um die halbe Welt reiste, besuchte Herbert Zipper nur selten Wien. Das erste Mal 1956 auf der Durchreise nach Manila, dann erst wieder in den späten 1980er Jahren, wo ein von ihm komponiertes Streichquartett uraufgeführt wurde. Aus seiner Sicht hat Wien durch die Vertreibung der jüdischen Künstler und Musiker seine kulturelle Bedeutung völlig verloren. »Die Gebäude und die Landschaft haben sich nicht verändert, aber Wien ist zu einer Provinzstadt herabgesunken.« Enttäuscht war er auch von seinen früheren Freunden, die kein Interesse an seinem Schicksal zeigten. Wie viele Vertriebene suchte auch Herbert Zipper in Wien vor allem nach den Spuren seiner Jugend, von denen jedoch nur mehr wenige zu finden waren. Das Kulturleben des modernen Österreich, für ihn lediglich ein Abklatsch einer kulturellen Blüte vor der Shoah, interessierte ihn hingegen nur mehr wenig. Damit re-

duzierte sich in seinen Erinnerungen Österreich auf ein statisches Bild, auf das Theater- und Kulturleben der zwanziger und dreißiger Jahre, auf seine geliebte deutsche Sprache, die er im Unterschied zum Englischen akzentfrei und in allen Nuancen beherrschte, sowie auf Teile der österreichischen Landschaft, verbunden mit schönen Jugenderlebnissen. Interessant an Herbert Zipper's Versuch, Verfolgung und Vertreibung aufzuarbeiten, ist sein rigides Festhalten an den Grundsätzen, die er sich in seiner Jugend unter dem Einfluss der sozialdemokratischen Bewegung angeeignet hatte. Obwohl wir heute wissen, dass auch ein Großteil der Arbeiter, selbst Mitglieder der Sozialdemokratie, Sympathien für den Nationalsozialismus zeigten und keineswegs frei von Antisemitismus waren, wollte Herbert Zipper den Glauben an die Verbesserung des einfachen Menschen nie aufgeben. ✱

Weiterführende Literatur

Paul Cummins, *Dachau Song. The Twentieth Century Odyssey of Herbert Zipper*. New York-Berlin-Bern-Frankfurt/Main-Paris 1992 (1993 erschien die deutsche Übersetzung: *Musik trotz allem. Von Dachau um die Welt.*)
Regina Thumser, *Vertriebene Musiker. Schicksale und Netzwerke im Exil 1933–1945*, Dissertation am Institut für Geschichte. Universität Salzburg 1998.

Anmerkungen

- 1 Helga Embacher, Helmut Staubmann, *Österreichische Kulturschaffende im Exil. Das Beispiel Herbert Zipper und Trudl Zipper-Dubsky*, Forschungsbericht Nr. 49 des Instituts für Soziologie an der Universität Innsbruck. Innsbruck 1996.
- 2 Terry Sanders, »Never Give Up.« *The Twentieth Century Odyssey of Herbert Zipper*. American Film Foundation 1995.
- 3 Vgl. dazu Christine Kanzler, *Zuflucht in den Tropen. Österreichische Emigranten auf den Philippinen*. Forschungsprojekt der Stadt Wien, MA 7 <http://doew.net/thema/philippinen/kanzler.html>
- 4 Trudl Dubsky Zipper, *Manila 1944–45 As Trudl Saw It*. Published by Crossroads School 1995.

Einladung zur Gedenkfeier für
Herbert Zipper in Los Angeles.
Sammlung Helga Embacher

YOU ARE INVITED TO
A MEMORIAL GATHERING
IN HONOR AND CELEBRATION OF
THE LIFE OF HERBERT ZIPPER
SUNDAY, OCTOBER 26, 1997
THE SKIRBALL CULTURAL CENTER
2701 N. MULHOLLAND DRIVE
LOS ANGELES, CALIFORNIA

SCHEDULE OF EVENTS

4:00 - 6:00 pm solo/chamber music
6:00 - 8:00 pm dinner and speaking
8:00 - 9:30 pm orchestral works

RSVP no later than October 1st
using the enclosed reply card.

www.casinos.at
Hotline +43 (0) 50 777 50

Machen Sie *Ihr.*
Spiel.


CASINOS AUSTRIA
Machen Sie Ihr Spiel

Auf den Spuren von

Heimo Halbrainer

Die heute in Jerusalem lebende Herta Reich gibt in ihren Erinnerungen¹ auch Einblick in ihre »alte Heimat« Mürzzuschlag und Umgebung, wo sie am 19. September 1917 als Herta Eisler geboren wurde. Ihre Eltern hatten sich – wie rund hundert weitere Jüdinnen und Juden – in Mürzzuschlag niedergelassen, nachdem im Jahr 1867 mit dem Staatsgrundgesetz die seit dem Mittelalter geltende »Judensperre« für Innerösterreich aufgehoben worden war.²

Im Folgenden soll an Hand der Geschichte der seit 1944 in Tel Aviv bzw. Jerusalem lebenden Herta Reich beispielhaft das Schicksal jener Generation von Jüdinnen nachgezeichnet werden, die noch in der Zeit der Monarchie in der steirischen Provinz geboren wurde, in einem teilweise stark antisemitischen Umfeld in den 1920er und 1930er Jahren aufwuchs und deren Existenz durch den Nationalsozialismus zerstört wurde.

»Aufgewachsen bin ich in den Bergen und herrlicher Landschaft«

Herta Eislers Vater Ignaz ließ sich gemeinsam mit seiner Mutter Rosa aus Klagenfurt kommend 1912 in Mürzzuschlag als Kaufmann nieder und heiratete – kurz bevor er in den Ersten Weltkrieg zog – am 3. Juni 1915 die aus Gmünd stammende Katharina Schwarz. Herta Eislers Großvater Samuel Mayer Eisler war aus dem Gebiet um Komárom in Ungarn nach Klagenfurt übersiedelt, wo er zwischen 1890 und seinem Tod 1903 als Rabbinatsverweser (Religionslehrer, Schächter und Beschneider) des »Israelitischen Cultusvereins Klagenfurt« fungierte.³ Mit dem frühen Tod von Samuel Mayer Eisler endete auch die stark religiös bestimmte Tradition der Familie, denn auch Hertas Urgroßvater war Rabbiner in Osijek (Esseg) gewesen.

Ignaz Eisler übte bereits einen säkularen Beruf als Kaufmann – zuerst in Klagenfurt, dann in Mürzzuschlag – aus. Für Herta Eisler und ihre beiden jüngeren Geschwister Erich und Lilly spielte das religiöse Leben kaum noch eine Rolle, obwohl ihr Vater bestrebt war, das Judentum an die Kinder weiterzugeben:

»Wir wussten nicht viel übers Judentum. Mein Vater hat uns die Haggadah am Sederabend erklärt, wir haben mehr oder weniger zugehört. Es war sehr feierlich, mein Vater hat es sehr ernst genommen. Er hat Chanukkakerzen mit uns angezündet und die hohen Feiertage in Wien begangen. Der Religionsunterricht am Sonntag vormittags war von einem Rabbiner, der aus Leoben kam, wo wir überhaupt nichts gelernt haben. Man kann von einem Stolz aufs Judentum nicht sprechen, wenn man sehr wenig darüber wusste.«⁴

Dieser Assimilierungsprozess der Familie Eisler innerhalb ganz kurzer Zeit ist ein Spiegel der allgemeinen Assimilierungstendenzen österreichischer Juden. Hatte es in Mürzzuschlag im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts noch eine kleine jüdische Gemeinschaft mit einem rituellen Schächter und einem aus Graz bzw. Leoben kommenden Religionslehrer, der die Kinder am Sonntag unterrichtete, gegeben, so kam es um die Jahrhundertwende einerseits mangels jüdischer Infrastruktur zu einem Wegzug von Juden aus der Stadt, andererseits zu einer Assimilierung bis hin zur Aufgabe des Judentums.⁵ In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts lebten in Mürzzuschlag noch zwei bis drei jüdische Familien, jedoch gab es kein gemeinsames jüdisches Leben mehr.

*Links: Das Eiserne Tor. Foto: Ehud Nahir, Kibbuz Ha'ogen
Rechts: Die Fahrt durch das »Eiserne Tor« von Kladovo nach Šabac im September 1940. Foto: Ehud Nahir, Kibbuz Ha'ogen*

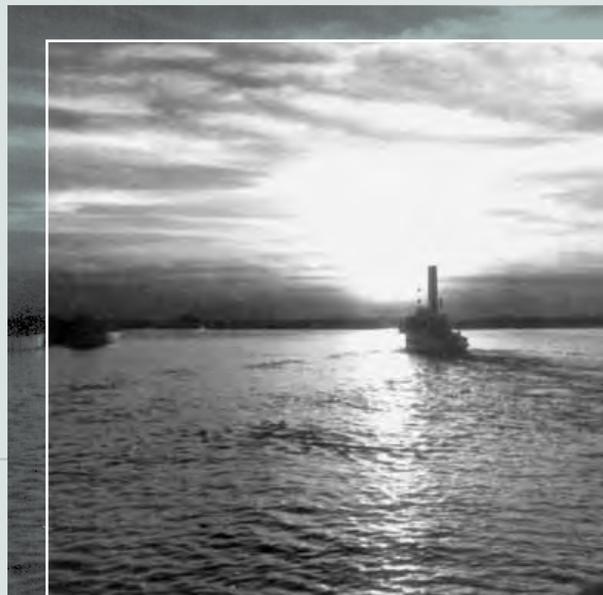
Herta Reich aus Mürzzuschlag

Ungeachtet der – im Vergleich zu Wien – geringen Zahl an Juden herrschte durch all die Jahre ein zum Teil rabiater Antisemitismus. Dieser war ab den 1890er Jahren vor allem von den Deutschnationalen Georg Ritter von Schönerers getragen worden. Im Zuge wirtschaftlicher und politischer Stabilisierung nach dem Ersten Weltkrieg verlor er zwar an Aktualität, verschwand jedoch nie ganz.

In diesem Klima – Assimilation und Antisemitismus beinahe ohne Juden – wuchs Herta Eisler auf. Sie besuchte die Pflichtschule in Mürzzuschlag, ehe sie Anfang der dreißiger Jahre nach Wien ging, wo sie eine Handelsschule absolvierte, um danach im elterlichen Geschäft in Mürzzuschlag zu arbeiten. Sie war integriert, wie auch die gesamte Familie Eisler zu den geachteten und angesehenen Kaufmannsfamilien der Stadt zählte. Die Eislers waren sozial eingestellt und

standen den Sozialdemokraten nahe. Herta Eisler war sportlich aktiv, was für sie als Jüdin bis 1934 nur im sozialdemokratischen Arbeiterturnverein möglich war. Besonders die Bergtouren mit ihrem Freundeskreis hatten es ihr angetan. Nach der Zerschlagung der Arbeiterbewegung 1934 und dem Aufstieg des Nationalsozialismus zerbrach zwar eine Teilwelt, doch meint Herta Reich rückblickend:

»Wir haben nichts vom Antisemitismus gespürt. Bis knapp vor 1938. Es gab Geschäftsleute, welche Nazis waren, aber wir hatten nie irgendwelche Konflikte. Wir spürten leider nicht die Gefahr vor 1938. Und danach konnten wir es nicht erfassen, erst bis die Gestapo mich im Sommer verhaftete und nach Graz brachte und ich dann binnen zwei Tagen Österreich verlassen musste und sie meinen Vater und Bruder am 10. November 1938 nach Dachau brachten, da haben wir endlich gewusst und begriffen.«⁶



Verfolgung und Vertreibung

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen setzten die Nationalsozialisten behördliche Maßnahmen zur Eliminierung der Juden aus dem öffentlichen Leben und der Berufswelt. Mit der Entziehung der Existenzgrundlage durch ein Netz von Berufsverboten und dem Raub jüdischen Vermögens durch die sogenannte »Arisierung« sollten die Juden zur Auswanderung gezwungen werden. Auch Herta Eisler sah sich von einem Tag auf den anderen ausgegrenzt. Die nicht ausgeprägte jüdische Identität, das Gefühl, nicht anders zu sein als die anderen, ließ sie die plötzliche Verfolgung und Vertreibung noch schlimmer erleben. Während andere Betroffene sich an einer starken – religiös oder national bestimmten – jüdischen Identität oder an der Zugehörigkeit zu einer politischen Gesinnungsgemeinschaft festhalten konnten, war es für Herta Eisler ein Fall ins Bodenlose.

»Ich hatte nie das Gefühl des Andersseins; nicht vor und nicht nach 1938. In der Schule habe ich nie gelitten und habe die ausgezeichneten Lehrerinnen geliebt. Ich war da geboren, habe die Stadt, die Menschen und die Natur geliebt. Ich war so assimiliert, dass es unmöglich zu verstehen war, was da passierte – bis zu meiner Ausweisung. Binnen zweier Tage Österreich zu verlassen. Da habe ich so einigermaßen verstanden.«⁷

Welche Auswirkungen das neue politische System in den ersten Monaten nach dem »Anschluss« auf die jüdischen Familien in Mürzzuschlag hatte, können wir aufgrund spärlicher Quellen nur erahnen. Ins Geschäft kamen »ab März 1938 natürlich weniger Kunden, aber von denen die kamen, haben uns so manche ihre Loyalität ausgesprochen«. Ansonsten konnte sie die Freunde und Freundinnen nur noch heimlich hinter dem Friedhof treffen.

Mitte August traf die Familie Eisler der erste harte Schlag. Lokale Nationalsozialisten führten eine Hausdurchsuchung und Beschlagnahmung durch, wie Raubzüge der Nazis euphemistisch umschrieben wurden. Sie verwüsteten das Geschäft und raubten den Schmuck der Mutter und gesparte Goldstücke. Herta Eisler wurde verhaftet und nach Graz in das Gestapogefängnis gebracht, von wo sie am 23. August mit der Aufforderung, das Land binnen zweier Tage zu verlassen, entlassen wurde. Der Grund ihrer Verhaftung war, dass sie mit ihrem Jugendfreund Karl Lotter, der im Spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republik kämpfte, über eine Pariser Kontaktstelle in brieflicher Verbindung stand.

Der Überfall auf das Geschäft der Familie Eisler war jedoch nur das Vorspiel für das, was drei Monate später geschah. Im Zuge der so genannten »Reichskristallnacht« (9./10. November 1938) wurden in Mürzzuschlag neben Herta Eislers Vater Ignaz auch ihr Bruder Erich und der Kaufmann Franz Haas sowie dessen nach Mürzzuschlag abgeschobener Schwiegersohn Paul Schönberger verhaftet und in das KZ Dachau überstellt.

Suche nach Fluchtmöglichkeiten

Nach der Entlassung aus der Gestapohaft fuhr Herta Eisler nach Wien. Dort erfuhr sie, dass die Schweizer und die französische Grenze für jüdische Flüchtlinge gesperrt waren. Da sie keinerlei Kontakt zu jüdischen Organisationen hatte, die ihr weiterhelfen hätten können, entschloss sie sich, allein nach Holland zu fliehen. Beim Versuch, Deutschland mittels eines Schiffes zu verlassen, wurde sie festgenommen. Nach einigen Tagen Haft versuchte sie es auf dem Landweg nach Belgien. Gemeinsam mit Nonnen, die von Aachen aus eine

Ignaz Eisler vor dem Geschäft in Mürzzuschlag (1930). Foto: Sammlung Herta Reich

Rechte Seite: Herta Eisler arbeitete im elterlichen Geschäft in Mürzzuschlag. Das Foto zeigt ihre Eltern und zwei weitere Angestellte. Foto: Sammlung Herta Reich



Wallfahrt unternahmen, überquerte sie die belgische Grenze. In Brüssel lebte sie einen Monat lang illegal, ehe sie auf der Straße verhaftet und nach Deutschland abgeschoben wurde. Da sie nicht nach Mürzzuschlag zurückkehren konnte, fuhr sie wieder nach Wien.

»Ich blieb in Wien. Ohne Arbeit selbstverständlich. Ohne Geld. Einmal da. Einmal dort. Ohne Zuhause. Provisorisch, sozusagen. In der Luft. Aber immer in Gefahr und Angst. Das war das einzig Beständige.«

In Wien hörte Herta Eisler das erste Mal von Palästina als möglichem Zufluchtsort und ging deshalb zur Vorbereitung auf »Hachschara« nach Moosbrunn. Dort erhielten Menschen, die nach Palästina auswandern wollten, auf einem Gutshof mit Feldern und Kühen eine knappe landwirtschaftliche Ausbildung.

In der Zwischenzeit kamen auch die restlichen Mitglieder der Familie Eisler nach Wien. Als Ignaz und Erich Eisler am 23. Dezember 1938 aus dem KZ Dachau nach Mürzzuschlag zurückkehrten, wo das Geschäft bereits »arisiert« worden war, teilten der Kreisleiter Fritz Amreich und der Bürgermeister Franz Neukirchner der Familie Eisler mit, dass sie die Stadt unverzüglich zu verlassen hätten. Die Eltern wohnten in Wien in einem schäbigen und billigen Zimmer in der Praterstraße und schmiedeten Auswanderungspläne.

Die Auswanderung wurde seit August 1938 durch die von Adolf Eichmann geleitete »Zentralstelle für jüdische Auswanderung« geregelt.⁸ Mit Kriegsbeginn setzte Eichmann neue Maßnahmen zur »Lösung der Judenfrage«, indem er erste Zwangsverschickungen in den Osten durchführte und dadurch Druck auf die jüdischen und zionistischen Organisationen, die die Auswanderung in der Praxis zu organisieren hatten, ausübte. Damit wuchs der Flüchtlingsstrom erneut, gleichzeitig begann die »freie Welt« ihre Tore für die Flüchtlinge zu verschließen. Die Folge war, dass Palästina plötzlich zu einem begehrten Fluchtziel wurde, auch für all jene, die wie bis dahin Herta Eisler keinen Bezug zur zionistischen Bewegung gehabt hatten.

Illegale Palästinatransporte

War die Einwanderung nach Palästina durch die Beschränkungen der britischen Mandatsregierung bereits vor dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich schwierig gewesen, so wurde sie nun legal fast unmöglich. Die vom »Hechaluz« organisierte Vorbereitung jüdischer »Pioniere« auf ein künftiges Leben in Palästina, die neben der landwirtschaftlichen Ausbildung auch aus einer Einführung in die zionistische Ideologie und



aus Hebräischunterricht bestand, wurde nun gestürmt. Um Flüchtlinge nach Palästina zu bringen, mussten seit Kriegsbeginn illegale Transporte – die sogenannte »Alija Bet« – organisiert werden. Zionistische Organisationen – die rechtsgerichteten Revisionisten bzw. der »Mossad« – erwarben zu stark überhöhten Preisen alte, oft schrottreife Frachter und bauten sie für den Transport von Personen um. Da die Nachbarländer des Deutschen Reichs keine Transitvisa mehr für jüdische Flüchtlinge ausstellten, konnten sich diese nicht wie bisher in den Adria-häfen einschiffen. Als neue Fluchtroute wurde nun die Donau gewählt, über die das Schwarze Meer erreicht werden konnte.⁹

Angesichts der für die Juden immer schlimmer werdenden Lage traf der »Hechaluz« im Herbst 1939 die folgenschwere Entscheidung, seine noch in Wien befindlichen Mitglieder außer Landes zu bringen, obwohl an der Donaumündung kein Hochseedampfer für ihren Weitertransport nach Palästina bereitstand. Am 25. November 1939 verließ Herta Eisler daher mit rund achthundert Flüchtlingen Wien. In Bratislava kamen etwa zweihundert weitere jüdische Flüchtlinge aus Berlin



und Danzig hinzu, welche die Stadt so rasch wie möglich verlassen mussten, da die slowakische Regierung mit ihrer Rückstellung an die deutsche Grenze drohte. Zudem war zu befürchten, dass die Donau bald zufrieren würde.

Nachdem sich nun auch die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft weigerte, die Fahrt fortzusetzen, da für die Umschiffung an der Donaumündung noch immer kein Schiff bereitstand, wurden die Passagiere einen Tag nach der Abreise, am 14. Dezember, auf drei jugoslawische Ausflugschiffe transferiert, die vom Generalsekretär des Verbandes der jüdischen Gemeinden in Jugoslawien gechartert worden waren. Doch die Fahrt endete bald wieder, da Rumänien die Durchreise mit dem Argument verbot, dass mangels eines Schiffs an der Donaumündung die Weiterfahrt nicht gesichert wäre. Am Silvestertag 1939 wurden die Schiffe in den Winterhafen von Kladovo nahe dem Eisernen Tor eingewiesen. Auf den Schiffen herrschten unerträgliche Zustände, wie Herta Eisler berichtet:

»Wir überwinterten auf den primitiven Schiffen, die in der Donau einfroren. Das Wasser in den paar Duschen froren ebenfalls ein. Das Trinkwasser holte man aus dem Eis der Donau. Fast alle bekamen Dysenterie, Läuse und Skabies. Das Essen bekamen wir vom Land gebracht. Es wurde von den jugoslawischen Juden irgendwie organisiert. Jeden Tag dasselbe. Zweimal täglich Tee mit Schnaps, einmal Nudeln mit Powidl, abwechselnd mit faschiertem Fleisch. Die Menschen bekamen Skorbut, ich hatte eine schwere Furunkulose am ganzen Körper aus Vitaminmangel. Wir warteten. Auf's Frühjahr, auf ein bisschen Sonne und Wärme.«

Nach Wochen erhielten die Flüchtlinge die Erlaubnis, zeitlich begrenzt das Schiff zu verlassen, und erst als die Schifffahrtsgesellschaft auf die Räumung der Schiffe drängte, konnten sie in Zeltlager und Baracken am Ufer übersiedeln. Da sich in der Nähe ihres Lagers Sümpfe befanden, grassierte bald die Malaria. Dazu kamen noch verwirrende Nachrichten über die Weiterfahrt. Eimal erwartete die Gestrandeten ein Hochseeschiff am Schwarzen Meer, dann wieder nicht – und so blieben sie weiter in Kladovo.

Zeit der Unsicherheit

Für Herta Eisler brachte das Frühjahr 1940 dennoch Erfreuliches. Aus Zagreb kam eine Gruppe von zwanzig Jugendlichen aus Bielitz (Bielsko-Biala) in Polen zu ihnen. Diesen war im tiefsten Winter eine dramatische Flucht über Russland, die Karpaten und Ungarn bis nach Zagreb gelungen.

»Das Frühjahr und der Sommer 1940 brachten für mich wieder mehr Lebensfreude und vor allem die Freundschaft mit Romek. Während des Tages schwammen wir nackt in der Donau. Die Sommernächte am Strom waren heiß. Wir schliefen im hohen Ufergras. Zwei junge Menschen, die alles verloren hatten.«

In der Zwischenzeit passierte das Schiff mit Hertas Eltern und ihrer Schwester Lilly Kladovo und erreichte nach Überwindung vieler Probleme und Verzögerungen im November 1940 die Küste von Palästina. Dort wurden die Schiffe von den Briten aufgebracht und die Passagiere auf den ehemaligen französischen Luxus-

Von links nach rechts: Die Schiffe im Winterhafen von Kladovo. Foto: Sammlung Herta Reich

Warten in Kladovo. Foto: Sammlung Herta Reich

Die legale Einreisebewilligung nach Palästina. Sammlung Herta Reich

Unten: Kladovo im Winter. Foto: Sammlung Herta Reich

ITALY
TRAVEL CARD
EMIGRATION TO PALESTINE
Of Jewish refugees who have been in the charge of the Allied Control Commission, C.M.F.

CARD No. 175
Date... 25. May... 44

HEARD IN HEAD OF FAMILY.

NAME	SEX	M or S	YEAR OF BIRTH
REICH Roman	M	M	1920

DEPENDENTS

NAME	SEX	M or S	BIRTH	RELATIONSHIP
REICH Herta	F	N	1917	Wife

Name of bearer is on list sent to the Palestine Government under No. 222
Date 26 May 44
Place: Bari

Signed: RESIDENT REPRESENTATIVE
INTER-GOVERNMENTAL COM-
MITTEE ON REFUGEES.

dampfer »Patria« umgeschifft. Während des Transfers der Passagiere kam es am 24. November 1940 zu einer Explosion an Bord der »Patria«, sodass das Schiff innerhalb weniger Minuten sank und 267 Menschen, unter ihnen Lilly Eisler, ums Leben kamen. Die Sprengladung war von einigen Mitgliedern der Führung der »Hagana«, der jüdischen Untergrundarmee in Palästina, angebracht worden und sollte das Schiff lediglich beschädigen und durch die damit erzwungenen Reparaturarbeiten eine Verbringung der Passagiere an Land erzwingen. Die Menge des Sprengstoffes war jedoch falsch berechnet worden, weshalb die »Patria« sofort Schlagseite

bekam und sank. In einem durch öffentlichen Druck erwirkten Gnadenakt ließ die britische Regierung die Überlebenden der »Patria« – unter ihnen Ignaz und Katharina Eisler – an Land, wo sie in ein Internierungslager kamen.

Im September 1940 verließ die Gruppe von Herta Eisler endlich Kladovo, doch nicht Richtung Donaudelta, sondern stromaufwärts in die serbische Ortschaft Šabac. Obwohl die Flüchtlinge hier mehr Bewegungsfreiheit genossen – so suchten viele trotz Verbot Arbeit bei der ortsansässigen Bevölkerung –, blieb eines gleich: die Unsicherheit, was nun mit ihnen geschehen würde. Mehrmals wurde der Aufbruch angekündigt und in letzter Sekunde wieder abgesagt. Während die Gestrandeten für die Misere vielfach die Reiseleitung oder auch die Verwandten im Ausland, die angeblich zuwenig für ihre Rettung unternahmen, verantwortlich machten, beschritten die polnischen Juden einen anderen Weg, der auch für Herta Eisler die Rettung brachte:

»Die Chawerim¹⁰ waren fatalistisch geworden. Das heißt, die österreichischen und deutschen Juden vom Transport; aber nicht die polnische Gruppe. Die Polen hatten immer ein Gefühl für Gefahr. Sie hatten Initiative und verloren nie die Hoffnung. [...] Ende Februar, Anfang März begann die polnische Gruppe, ohne Erlaubnis unserer Transportleitung nach Belgrad zu fahren, um irgendeine Lösung aus dieser Untätigkeit und Ausweglosigkeit zu finden. Sie kamen immer wieder einzeln nach Šabac zurück, den dagebliebenen Polen zu berichten, welche Fortschritte sie erzielten.«





Von links nach rechts:
Romek und Ronny Reich im
Juli 1948. Foto: Sammlung
Herta Reich

Herta und Romek Reich im
DP-Camp in Bari, Novem-
ber 1943. Foto: Sammlung
Herta Reich

Auf dem Weg von Kladovo
nach Šabac. Foto: Samm-
lung Herta Reich

Flucht aus Šabac

Als Romek Reich Ende März 1941 von Belgrad mit der freudigen Nachricht nach Šabac zurückkehrte, dass alle Polen in einigen Tagen Pässe erhalten würden, beschloss er und Herta Eisler zu heiraten, um gemeinsam den Transport verlassen zu können. Die Hochzeit führte am 24. März 1941 ein sephardischer Rabbiner in einem Büro des Lagers durch. Gleich danach fuhren Romek, sein Bruder Stefek, Hugo Schlesinger und einige Polen nach Belgrad, um die versprochenen Pässe abzuholen. Als sie in Belgrad ankamen, herrschte dort bereits Chaos; die prodeutsche Regierung war durch einen Militärputsch gestürzt worden und kurz danach begann die deutsche Armee, Belgrad zu bombardieren. Als auch in der Nähe des Lagers in Šabac Schüsse fielen, flüchtete Herta Reich nach Süden.

»Eineinhalb Jahre waren wir isoliert von der übrigen Welt. Tausend Menschen in einer Gemeinschaft mit den gleichen Sorgen und Ängsten und plötzlich verließen wir in überstürzter Panik diese Gemeinschaft, die uns doch einen Zusammenhalt bot, auch wenn es nur Verzweiflung war. Weg von den vorrückenden Deutschen, um Romek zu finden und die Freunde. Das waren meine einzigen Gedanken.«

Nach einer abenteuerlichen Flucht trafen sich Herta und Romek Reich sowie die anderen Polen Anfang Mai 1941 an der dalmatinischen Küste. Beamte des polnischen Konsulats, die ebenfalls dorthin geflohen waren, verteilten unter den polnischen Flüchtlingen das Geld des Konsulats. Herta und Romek Reich und die anderen beschlossen, gemeinsam ihre Flucht über Italien fortzusetzen. Hugo Schlesinger, der Organisator der Grup-

pe, fertigte für alle aus den vom polnischen Konsulat mitgenommenen Blanko-Pässen »gültige« polnische Pässe mit einem Visum für Ecuador an. Anfang Juni 1941 überquerte die Gruppe illegal die jugoslawisch-italienische Grenze. Über Triest und Venedig gingen bzw. fuhren sie nach Rom, wo das Geld des Konsulats zu Ende ging. Da Hugo Schlesinger sie in ihren Pässen als Katholiken ausgewiesen hatte, verweigerte ihnen die jüdische Gemeinde in Rom jede Hilfe. Als sie kein Geld und nichts mehr zu essen hatten und außerdem noch Romek Reich schwer erkrankte, suchten sie über das chilenische Konsulat, das die Interessen Polens in Italien vertrat, um Internierung an. Am 10. August 1941 wurden sie von der Polizei abgeholt und als Kriegsinternierte in kleine Gebirgsdörfer in den Abruzzen verschickt.

Herta, Romek und Stefek Reich sowie Hugo Schlesinger kamen nach Bomba, wo sie bei einem Bauern zwei Zimmer erhielten und – da die Männer des Ortes im Krieg waren – in der Landwirtschaft bzw. in einem Bergwerk und in einer Zementfabrik außerhalb des Ortes aushalfen.

Die in Šabac Gebliebenen wurden ebenfalls interniert. Als Anfang Oktober 1941 in der Umgebung von Šabac bei Kämpfen zwischen der Wehrmacht und Partisanen 21 deutsche Soldaten fielen, ermordete ein deutsches Exekutionskommando als »Sühnemaßnahme« alle Männer des Kladovo Transportes. Die zurückgebliebenen Frauen und Kinder wurden im Jänner 1942 in das KZ Sajmište bei Belgrad gebracht, wo sie sowie weitere tausend Frauen zwischen März und Juni 1942 in Gaswagen ermordet wurden.

Befreiung durch die britische Armee

Von alledem wussten Herta Reich und ihre Gruppe nichts. Sehr wohl aber konnten sie den Frontverlauf zuerst mit Besorgnis und ab 1943 mit Hoffnung verfolgen. Als am 3. September 1943 alliierte Truppen in Süditalien landeten, nachdem zuvor der »Große Faschistische Rat« Mussolini gestürzt und einen Waffenstillstand mit den Alliierten geschlossen hatte, wurde ihre Lage wieder ernst:

»Es waren aufregende Tage. Jeden Tag verfolgten wir auf der Landkarte das Vorrücken der Engländer vom Süden nach Norden, und das der Deutschen vom Norden nach Süden. Wir in der Mitte hatten keinen anderen Ausweg, als zu den Engländern zu gelangen. [...] Nach dem Sturz Mussolinis betrachteten wir uns nicht mehr als Kriegsinternierte, gingen Mitte September zur Polizei, die ratlos war nach dem politischen Durcheinander, und verlangten eine Bestätigung mit Bild, dass wir in Bomba von August 1941 bis September 1943 interniert waren. Sie gaben uns die Bestätigung sofort. [...] Am selben Tag kam Hugo aufgeregt mit der Nachricht, dass die Deutschen im nächsten Dorf sind. Wir mussten weg, nur weg, so schnell als möglich. Bei den Engländern wären wir gerettet. Bei den Deutschen verloren.«



Noch in derselben Nacht verließen sie Bomba. Nach tage- und vor allem nächtelangen Fußmärschen erreichten sie Ende Oktober 1943 die englischen Stellungen.

»Die Engländer sahen uns und brachten die Gewehre in Anschlag. Aber wir gingen mit erhobenen Händen auf sie zu und sagten ihnen, dass wir Juden sind und vor den Deutschen flüchten. Sie halfen uns über die Schützengräben. Es war der erste Schritt in die Freiheit seit fünfeinhalb Jahren, seit dem März 1938. Wir waren überwältigt vor Glück.«

Die Engländer brachten sie weiter in den Süden in eine kleine Stadt nahe Foggia. Von dort ging die Gruppe weiter nach Bari, wo sich ein großes »Displaced Persons«-Lager befand. Sie baten um Arbeit, die sie im »Rest Camp« der berühmten 8. Armee, die in Afrika die Deutschen besiegt hatte, erhielten. Herta und Romek Reich arbeiteten in der Kantine des Camps, wo die Soldaten Urlaub machten, während sich Hugo zur freiwilligen polnischen Armee meldete und gegen die Deutschen in Monte Cassino kämpfte. Herta Reich wurde schwanger und war verzweifelt darüber.

»In so einem provisorischen Dasein wollte ich auf keinen Fall ein Kind. Ein polnisch-jüdischer Arzt, mehr Scharlatan als Arzt, gab mir irgendein Medikament. Ich bekam einen Blutsturz und man fuhr mich in ein kleines Spital zehn Kilometer vom Camp. Dort waren nur Nonnen, die um jeden Preis das Kind erhalten wollten. Und ich wollte es unbedingt verlieren. In der dritten Nacht hatte ich genug von der Fürsorge und flüchtete in der Nacht aus dem Spital ins Camp und war weiter schwanger. [...] Die Schwangerschaft deprimierte mich sehr, aber im fünften Monat gab es keine Möglichkeit für eine Unterbrechung. Romek bemühte



sich sehr, von den Engländern eine legale Einreise nach Palästina zu bekommen. Obwohl es uns aussichtslos erschien, von der Militärverwaltung Zertifikate zu erhalten, gab er nicht auf und versuchte es immer wieder voller Hoffnung. Eines Tages hob ich einen schweren Kessel in der Kantine und das war der Anfang vom Ende der Schwangerschaft. Zu Beginn des sechsten Monats.«

Herta und Romek Reich schrieben nach Palästina an Hertas Eltern, die überglücklich über die Nachricht von ihrer Tochter waren, die sie für tot gehalten hatten. Auch nach Šabac schrieben sie mehrmals über das Rote Kreuz, doch konnten sie nichts über den Verbleib des Transportes in Erfahrung bringen. Romek und die anderen Polen bemühten sich weiter um die Einreise nach Palästina: »Romek sprach jeden Tag von Palästina. Ich weniger. Diese ganze polnische Gruppe ist in einer zionistischen Jugendbewegung groß geworden. Ich hatte keinen diesbezüglichen Hintergrund und keine Ideale. Ich ging von Österreich weg, weil Hitler kam. Ich hatte eine Heimat verloren, konnte mir aber keine neue vorstellen. Die Polen aber konnten es und waren glücklich.«

Ein neues Leben in Palästina

Fünfeinhalb Jahre nach Beginn von Herta Reichs illegaler Flucht erhielten sie und ihr Mann am 26. Mai 1944 ein legales Einreisezertifikat nach Palästina. Ein Kriegsschiff, auf dem sich zweitausend indische Soldaten befanden, brachte sie nach Alexandria, wo sie am 5. Juni landeten. Mit dem Zug fuhren sie nach Tel Aviv, wo Hertas Eltern in ärmlichen Verhältnissen lebten. Herta Reich war erschüttert. Aber auch das junge Ehepaar hatte zu kämpfen:

»Ich bekam damals Arbeit in einer Wollweberei, mein Mann war drei Monate arbeitslos, bis er bei den Engländern in einer Rüstungsfabrik als Eisendreher Arbeit bekam. So konnten wir einen kleinen Teil des Lohnes meinen Eltern geben, damit sie wenigstens ein bissl zu essen hatten. Wir wohnten damals in einem Dachaufbau. Zwei mal zwei Meter, ein Bett und ein Sessel gingen hinein, ohne Wasser, ohne Klo, gegessen haben wir auf der Straße.«¹¹

Die schlechte materielle Lage bewog die Eltern 1948 zur Rückkehr nach Österreich. Als kurz darauf Romek Reich im israelischen Unabhängigkeitskrieg fiel – Sohn Ronny war gerade ein Jahr alt –, verschwieg Herta Reich dies zwei Jahre lang den Eltern, um sie zu schonen. 1950 besuchte sie ihre Eltern in Mürzzuschlag. Es war ihre einzige und letzte Rückkehr. Abermals war der Eindruck für sie deprimierend: Auf einer kleinen Fläche des früheren Verkaufslokales in der Toni Schruf-Gasse 11

bestritt der Vater seinen Lebensunterhalt mit Bürstenbinden. Nebenan führte der »Ariseur« das Textilgeschäft weiter. Während des Besuches starb der Vater. Nicht nur deshalb war die Stimmung düster – es war eine Zeit, in der die meisten Österreicher nicht an die Jahre zuvor erinnert werden wollten:

»Der Besuch 1950 bei meinen Eltern in Mürzzuschlag war deprimierend, es fällt mir schwer darüber zu schreiben, viel schwerer als über die fünfeinhalb Fluchtjahre. Sie lebten so ärmlich und bescheiden und es tat mir sehr weh. Ich war sehr scheu und traf nur einmal ein paar alte Freunde (darunter Karl Lotter) in einem Kaffeehaus. An andere Begegnungen erinnere ich mich nicht. Vielleicht haben manche sich geschämt, mich anzusprechen. Geblieben ist nur Trauer und das Gefühl des Verlustes – bis heute.«¹²

Nach dem Tod von Ignaz Eisler folgte Käthe Eisler der Tochter nach Israel und starb bald darauf. Auch Erich Eisler ließ sich um diese Zeit in Israel nieder, wo er als Ingenieur arbeitete. Herta Reich hat ihren Sohn Ronny allein großgezogen. Sie wohnte in Holon bei Tel Aviv und nähte in Heimarbeit Vorhänge. Später übersiedelte sie nach Jerusalem, wo sie noch heute lebt. Ihre Heimatstadt Mürzzuschlag hat sie trotz mehrmaliger Einladung der Bürgermeister nie mehr besucht. Aber auch in Israel fühlt sie sich nach wie vor fremd. ❁

Anmerkungen

- 1 Herta Reich, »Zwei Tage Zeit, um zwanzig Jahre meines jungen Lebens zurückzulassen. In: Heimo Halbrainer (Hg.), Zwei Tage Zeit. Herta Reich und die Spuren jüdischen Lebens in Mürzzuschlag. Graz 1999, 11–37. Die folgenden Zitate stammen, wenn nicht anders angegeben, aus diesen Erinnerungen.
- 2 Emanuel Baumgarten, Die Juden in Steiermark. Eine historische Skizze. Wien 1903; Erika Weinzierl, Die Stellung der Juden in Österreich seit dem Staatsgrundgesetz von 1867. In: Zeitschrift für die Geschichte der Juden 5 (1968), 89–96.
- 3 August Walzl, Die Juden in Kärnten und das Dritte Reich. Klagenfurt 1987, 38 ff.; Hermann Th. Schneider, Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Klagenfurt. In: Gotbert Moro (Hg.), Die Landeshauptstadt Klagenfurt. Aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 2. Klagenfurt 1970, 280–291.
- 4 Brief von Herta Reich an Heimo Gruber vom 3.8.1998.
- 5 Heimo Halbrainer, Juden in der Provinz. Die Geschichte der Juden in der Steiermark. In: transversal. Zeitschrift des Centrums für Jüdische Studien 2/2 (2001), 52–63.
- 6 Brief von Herta Reich an Heimo Gruber, 16.8.1995.
- 7 Brief von Herta Reich an Heimo Gruber, 3.8.1998. Ebenso das folgende Zitat.
- 8 Gabriele Anderl, Emigration und Vertreibung. In: Erika Weinzierl/Otto D. Kulka (Hg.), Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft. Wien-Köln-Weimar 1992, 167–337.
- 9 Dies., Walter Manoschek, Gescheiterte Flucht. Der jüdische »Kladovo-Transport« auf dem Weg nach Palästina 1939–1942. Wien 1993; Alisa Douer (Hg.), Kladovo. Eine Flucht nach Palästina. Escape to Palestine. Wien 2001.
- 10 Hebr. Freunde, in der Sprache der »Pioniere« aber auch Mitglieder einer Gruppe oder eines Kibbuz.
- 11 Brief von Herta Reich an Heimo Gruber vom 22.9.1995.
- 12 Brief von Herta Reich an Heimo Gruber vom 3.8.1998.



manches
möglich
machen ...

... wie die Friedrich und Lillian Kiesler-Privatstiftung. Der Nachlass dieses bedeutenden Architekten kann so bewahrt und erforscht werden. Sein Einfluss als bildender Künstler, Designer, Bühnenbildner und Theoretiker auf das Zeitgenössische wird veranschaulicht. Die Österreichischen Lotterien sind ein Stiftungsmitglied.



»Ich lebe in

Dieter J. Hecht

Die meisten Juden und Jüdinnen, die nach dem »Anschluss« aus Österreich flüchten und nach Palästina/Erez Israel einwandern konnten, haben ihre neue Heimat in Israel gefunden. Österreich ist weiterhin mit ihren positiven und negativen Kindheits- und Jugenderfahrungen verknüpft, jedoch ebenso mit der Shoah.

Ihre Beziehung zur »alten Heimat« hat sich nach 1945 häufig durch Besuche und mitunter auch altersbedingt verändert. Prägende Elemente in ihrem Österreichbild blieben trotz allem der Antisemitismus und der Umgang der Zweiten Republik mit ehemaligen jüdischen BürgerInnen nach 1945. Das Verhältnis vieler aus Österreich stammenden Jüdinnen und Juden zu Österreich lässt sich somit präzise mit der im Titel zitierten Gedichtzeile von Rose Ausländers »Mutterland Wort« zusammenfassen.¹ Für die Erfassung ihrer Lebensgeschichten im Rahmen eines digitalen Interviewpro-

jektes greift diese Gedichtzeile allerdings zu kurz. Eine zielführendere Formulierung fand ich im Titel »Mutterland – Vatersprache«.²

Mutterland – Vatersprache. Ein Projekt

Dieser Titel irritiert immer noch, Assoziationen zu Vaterland und Muttersprache sind bei außenstehenden, aber auch bei im Projekt involvierten Personen fast zwingend. Doch der Chiasmus des Titels drückt in verknappter Form die Lebensrealitäten von Juden und Jüdinnen aus Österreich in Israel aus: Lebensgeschichten, die von Vertreibung, Flucht und Überleben, von Neubeginn und Weiterleben erzählen. Die Herkunft, definiert durch Ort und Sprache, ist dabei meist ein entscheidendes Attribut. Im Fall von Jüdinnen und Juden aus Österreich in Israel sind die beiden lebensrelevanten Orte durch die Sprachen Deutsch und Hebräisch



meinem Mutterland«

bestimmt. Laut Duden ist »Muttersprache« die Sprache, die ein Mensch als Kind von seinen Eltern erlernt. Das autoritative hebräische Wörterbuch Even Shoshan aber definiert »Muttersprache« als Sprache, die jemand von Kindheit an in seinem Elternhaus spricht. Hebräisch, so der Volksmund in Israel, sei die einzige Muttersprache der Welt, die Mütter von ihren Kindern lernen, also eine sekundär vermittelte Sprache, gewissermaßen eine »Vatersprache«. Gleichzeitig ist Hebräisch auch die Sprache der Bibel und somit die Sprache der Stammväter Israels.

Unter »Vaterland« versteht der Duden das Land, aus dem eine Person stammt, zu dessen Volk/Nation sie gehört, dem sie sich zugehörig fühlt. Eine höchst problematische Definition im Kontext ehemaliger Österreicher/innen, die heute in Israel leben. Denn das Land, aus dem sie stammten, beziehungsweise dessen Bevölkerung, hatte 1938 unmissverständlich klargemacht, dass sie nicht zu ihrem »Volk« gehörten, selbst

wenn sie sich diesem persönlich zugehörig fühlten. Der hebräische Begriff »Erez Moledet«, das Land, in dem man geboren wurde, beantwortet die Frage nach der Herkunft präziser.

»Mutterland« steht somit für das Herkunftsland Österreich, »Vatersprache« symbolisiert die neue Heimat Israel. Die chiastische Beziehung zwischen Land und Sprache verkörpert die Problematik in den Lebensgeschichten ehemaliger Österreicher/innen in Israel, ihre Brüche und Ambivalenzen.

Diese Überlegungen standen am Beginn der Entwicklung eines Konzepts für das Projekt »Mutterland – Vatersprache«, als mir Gideon Eckhaus, der Vorsitzende des Zentralkomitees der Juden aus Österreich in Israel, im Frühjahr 2002 vorschlug, Interviews mit ehemaligen Österreichern und Österreicherinnen zu machen. Nachdem Jakov G. Stiassny die Videoaufzeichnung der Interviews angeboten hatte, entwickelte sich daraus schließlich ein DVD-Projekt.³



*Von links nach rechts:
Tel Aviv vom Hashalom Turm
aus gesehen, September 2001.
Foto: Dieter Hecht*

*Ansichtskarte von Tel Aviv in
den 1950er Jahren. Quelle:
Bauhaus Center Tel Aviv*

*Ansichtskarte des Dizengoff
Platzes in Tel Aviv in den
1940er Jahren. Quelle: Bau-
haus Center Tel Aviv*

Österreichische Wissenschaftler/innen setzen sich seit rund zwanzig Jahren mit der Erforschung des Schicksals von Juden und Jüdinnen aus Österreich auseinander. Als umfangreichstes Projekt, das Israel betrifft und auf individuellen Lebensgeschichten basiert, sei hier jenes von Erika Weinzierl und Otto D. Kulka erwähnt, dessen Ergebnisse unter dem Titel »Vertreibung und Neubeginn« publiziert wurden.⁴ Dieses und andere Projekte sammelten biographische Daten in Form von Fragebögen, geschriebenen Erinnerungen und Tonbandinterviews. Erst im Laufe der letzten Jahre entstanden auch audiovisuelle Aufzeichnungen von Lebensgeschichten. Diese Aufnahmen besitzen vor allem für die historische Vermittlung der Shoah an zukünftige Generationen besondere Bedeutung, weil die einzelnen Schicksale dadurch nicht nur einen Namen, sondern auch ein menschliches Antlitz erhalten. Die Wichtigkeit der audiovisuellen Dokumentation belegt auch ein vom österreichischen Innenministerium ausgeschriebenes Projekt über das ehemalige KZ Mauthausen, in dessen Rahmen mehr als 850 Interviews mit Überlebenden geführt und rund zehn Prozent gefilmt wurden.⁵

Für Historiker/innen sind Lebensgeschichten in Form von Oral History wertvolle Quellen. Mit diesen lebensgeschichtlichen Interviews werden auch soziale Schichten der Bevölkerung erfasst, die häufig keine schriftlichen Aufzeichnungen über ihr Leben hinterlassen. In der Beschreibung der subjektiven Erfahrungswelt vermitteln die Interviews über ihre eindringliche Sprache, die aus dem Kontext eines aktuellen Lebens-

zusammenhangs entsteht, viel mehr als anerkannte statistische Daten. Bei den Interviews steht die Art und Weise im Vordergrund, wie Erinnerung und Geschichtsbilder produziert beziehungsweise reproduziert werden, denn die Erinnerungen unterliegen immer der Zensur aktueller Bedürfnisse. Gleichzeitig spielt die Interaktion zwischen Interviewpartner/in und Interviewer bzw. Kameramann eine entscheidende Rolle beim Erzählen der Lebensgeschichte. Diese Interaktion bestimmt teilweise auch Umfang und inhaltliche Schwerpunkte der erzählten Erlebnisse. Bei der wissenschaftlichen Auswertung sind auftretende faktische Fehler, z.B. bezüglich Datierungen und Ortsbezeichnungen, zu korrigieren. Diese »Fehler« vermindern jedoch keinesfalls die Authentizität der geschilderten Fakten. Um zu verallgemeinernden Schlussfolgerungen zu kommen, müssen aus diesen Gründen vielmehr andere Quellen zu Vergleichs- und Analysezielen herangezogen werden.

Das Projekt geht zunächst auf das Leben in Österreich vor und nach dem »Anschluss« sowie auf die Flucht und Ankunft in Palästina/Erez Israel ein. Ein Teil der Interviewpartner/innen konnte nicht rechtzeitig fliehen und wurde in Konzentrationslager deportiert. Ebenso interessiert aber auch der Neubeginn und das Leben in Israel. Brüche und Kontinuitäten in den Lebensgeschichten werden unter Einbeziehung der genannten Lebensabschnitte besonders klar aufgezeigt. Außerdem stellen die Interviews für die exemplarische Einsicht in das Alltagsleben Israels und seiner Geschichte eine nach wie vor rare historische Quelle dar. Sie



bieten Einblicke in Aspekte des Lebens, die den Rahmen offizieller Beziehungen bei weitem überschreiten, und sind auch für die heutige Einstellung der Betroffenen zu Österreich sehr aufschlussreich.

Die Interviews wurden als Leitfadeninterviews geführt. Ein in zehn Kapitel gegliederter Fragebogen diente als Basis und zur Vorbereitung der Interviewpartner/innen. Das gesammelte Material wurde für die DVDs in zwei ungefähr gleich große Teile gegliedert: Leben in Österreich und Leben in Israel. Zwölf Frauen und 19 Männer erklärten sich bereit, uns vor laufender Kamera über ihr Leben zu erzählen. Andere infrage kommende Personen lehnten die Interviews ab, unter anderem, weil sie nicht gefilmt werden wollten. Für viele Interviewpartner/innen war es schwierig, in dieser Ausführlichkeit über ihr Leben und ihre Familie zu sprechen, und das vor laufender Kamera. Die Interviews wurden auf Deutsch geführt, um die Dokumentation des Lebens und Schicksals von Jüdinnen und Juden aus Österreich für künftige Generationen in Österreich zu erhalten.

Geschichte erfahren

Die Einwanderung (Alija) der Juden und Jüdinnen aus Österreich nach Palästina/Erez Israel setzte im großen Umfang in den Monaten nach dem »Anschluss« am 12. März 1938 ein. Vertreibung, Flucht und der Verlust von Deutsch als Sprache der Lebensumwelt wurden zu prägenden Erfahrungen für die Einwanderer. Ein wichtiger Faktor für die Aufnahme und Integration der Flüchtlinge aus Österreich war die Hilfe von Einwanderungsorganisationen. Erwähnt seien hier nur jene von ehemaligen Österreichern und Österreicherinnen, die »Hitachdut Olej Austria« (Vereinigung der Einwanderer aus Österreich, HOA), und jene von deutschen Einwanderern, die »Hitachdut Olej Germania« (Vereinigung der Einwanderer aus Deutschland), die später zum »Irgun Olej Merkass Europa« (Organisation der Einwanderer aus Mitteleuropa) umbenannt wurde. Die Integration der aus Österreich Geflüchteten in die israelische Gesellschaft verlief nach anfänglichen ökonomischen Problemen mehrheitlich nach einem ähnlichen Muster wie jene der Einwanderer aus Deutschland, mit denen sie in sprachlichen, kulturellen und mentalen Belangen viele

Berührungspunkte und gemeinsame Interessen hatten. Der Großteil der ehemaligen Österreicher/innen siedelte sich im städtischen Bereich an, wo bereits Einwanderer aus Deutschland lebten. Die meisten konnten sich erfolgreich integrieren und eine neue Existenz aufbauen. Die Alija aus Österreich hatte im Gegensatz zu jener aus Deutschland als eigenständige Gruppe keinen Einfluss auf die Entwicklung in Israel. Als Teil der deutschsprachigen Alija und als Einzelpersonen findet man ehemalige Österreicher/innen jedoch in allen Bereichen auch an führender Stelle in der israelischen Gesellschaft, z.B. Eytan Awissar, Ludwig Bato, Walter Grab, Judith Hübner, Hans Klinghoffer, Teddy Kollek, Gertrud Kraus, Josef Lamm, Abraham Malamat, Anitta Müller-Cohen, Uri Nadav, Hans Perutz, Ari Rath, Elimelech Rimalt und Wolfgang von Weisl.

Ein wichtiger Faktor für die Integration war die Sprache. Diese wurde für viele Einwanderer, vor allem der älteren Generation, zur größten Hürde bei der Integration in den Arbeitsprozess und in die israelische Gesellschaft. Viele lernten Hebräisch nur bruchstückhaft, nur das Nötigste für den Alltag, und sprachen mit Freunden und der Familie weiterhin deutsch. Obwohl Deutsch zunehmend als Sprache der Nationalsozialisten diskreditiert wurde, blieb sie für viele Flüchtlinge ein wichtiger Teil ihrer Identität.

Trotz zahlreicher gemeinsamer Interessen war eine gemeinsame Interessensorganisation für deutsche und österreichische Einwanderer stets eine strittige Angelegenheit. Der Partikularismus der HOA beeinträchtigte die Position der Juden und Jüdinnen aus Österreich sowohl nach außen als auch innerhalb Israels. Anfang der 1950er Jahre erfolgte mit der Gründung des »Council of Jews from Austria« ein neuerlicher Versuch, eine Gesamtvertretung der Jüdinnen und Juden aus Österreich unter Einbeziehung des »Irgun Olej Merkass Europa« zu schaffen. Der »Council of Jews from Austria« beteiligte sich auch an den Verhandlungen des »Claims Committee« mit der Republik Österreich über österreichische Reparationszahlungen.⁶ Die verschiedenen Interessen und unterschiedlichen Positionen der jüdischen Organisationen ermöglichten es aber der österreichischen Regierung, ihre jüdischen Verhandlungspartner gegeneinander auszuspielen und die Verhandlungen zu verzögern. In den siebziger und achtziger Jahren verlor der »Council of Jews from Austria« zunehmend an Bedeutung. Zu neuerlichem Einfluss gelangte er erst in den neunziger Jahren, als er sich gemeinsam mit dem Pensionsverband ehemaliger Österreicher/innen an den wieder aufgenommenen Entschädigungsverhandlungen

Links: Tel Aviv, Hayarkon Straße 102, Dezember 1999.

Das Anitta Müller-Cohen-Elternheim für ehemalige Österreicher/innen in Ramat Chen, Israel, April 1996. Fotos: Dieter Hecht



Ausweis des zionistischen Jugendverbandes für Gideon Eckhaus, ausgestellt 1935.
Foto: Jakov G. Stiassny

Gideon Eckhaus, geb. 1923, Vorsitzender des Zentralkomitees der Juden aus Österreich in Israel. Foto: Jakov G. Stiassny



mit der Republik Österreich beteiligte. Im Juli 1997 wurde auf Initiative von Gideon Eckhaus der »Council of Jews from Austria« gemeinsam mit anderen Organisationen reorganisiert und in »Zentralkomitee der Juden aus Österreich in Israel« unbenannt.⁷

Das Zentralkomitee soll den rund fünftausend noch lebenden Juden und Jüdinnen aus Österreich in Israel als Interessensvertretung dienen. Exakte Zahlenangaben über ehemalige Österreicher/innen in Israel, das heißt über ihre Ein- bzw. Rückwanderung, sind heute ebenso schwer zu erhalten wie seinerzeit, weil die Erfassung von Einwanderern von verschiedenen Organisationen nach unterschiedlichen Kriterien (Staatsbürgerschaft, Geburtsland, Wohnsitz) durchgeführt wurde. Ebenso fehlen illegale Einwanderer bzw. als Touristen ins Land gekommene Personen in offiziellen Länderstatistiken gänzlich. Bis 1945 dürften nach verschiedenen Schätzungen insgesamt rund zwölftausend Juden und Jüdinnen aus Österreich eingewandert sein. Laut Unterlagen der Israelitischen Kultusgemeinde waren es zwischen 1938 und 1941 rund neuntausend Personen. Die Mehrheit der damals aus Österreich auswandernden Juden und Jüdinnen emigrierte in andere Länder. Nach 1945 konnte die jüdische Flüchtlingsorganisation BRICHA die Einwanderung von rund 200.000 Personen, vor allem von DPs, von/über Österreich nach Israel organisieren. Genaue Zahlen sind aufgrund verschiedener Zählungskriterien auch hier nur schwer ermittelbar. Beispielsweise machten zwischen 1945 und 1958 rund 3.370 Personen, deren Geburtsland Österreich war und die gleichzeitig Mitglieder einer jüdischen Kultusge-

meinde in Österreich waren, Alija. Der Großteil davon emigrierte in den ersten vier Jahren nach Kriegsende.⁸

Gegenwart erleben

Alle Interviewpartner/innen des Projekts »Mutterland – Vatersprache« haben eines gemeinsam: Deutsch als Sprache ihrer Kindheit und Jugend. Sie sprechen auch heute noch tadelloses Deutsch. Stil und Geläufigkeit hängen im Allgemeinen vom Alter ab, in dem die jeweilige Person Österreich verließ, und von der Häufigkeit, mit der die deutsche Sprache in späteren Jahren verwendet wurde. In diesem Zusammenhang sind die Hebraismen zu sehen, die im Deutschen gebraucht werden. Diese reichen von einfachen Wörtern wie »Kwisch« für Straße bis zu technischen Ausdrücken, die erst in den letzten Jahrzehnten entwickelt wurden. Bei Wörtern der Alltagssprache lässt sich feststellen, dass im Kontext der Erzählung über das Leben in Österreich sehr wenig Hebraismen verwendet werden, im israelischen Kontext hingegen benutzen die meisten Interviewpartner/innen hebräische Wörter. Die Häufigkeit ihrer Verwendung weist auch auf den Grad der Beherrschung des Hebräischen hin.

Trotz seines Stigmas als Sprache der Nationalsozialisten blieb Deutsch für viele Einwanderer der älteren Generation die tägliche Umgangssprache. Dies belegen auch die Interviews. Im Fall der jüngeren Interviewpartner/innen, wo auch die Eltern nach Palästina/Erez Israel flüchten konnten, blieb die Umgangssprache der Kinder mit den Eltern fast ausschließlich Deutsch.

Die jüngere Generation der Einwanderer schaffte den Übergang vom Deutschen zum Hebräischen meistens innerhalb kurzer Zeit; teilweise aus Überzeugung, teilweise weil sie keine andere Möglichkeit hatten. So wurde z.B. in den Kibbuzim darauf geachtet, dass alle Mitglieder Hebräisch sprachen. Die ländliche Bevölkerung war dadurch stärker hebräisiert als die städtische. Der öffentliche Druck, Hebräisch zu lernen, und die Diskreditierung des Deutschen wirkten sich vor allem auf die Weitergabe der Sprache an die nächsten, bereits in Israel geborenen Generationen negativ aus. Bei den Kindern geschah sie häufig nur mangelhaft und bei den Enkelkindern schlugen die Bemühungen meistens gänzlich fehl. Die Kommunikationsfähigkeit zwischen Großeltern und Enkelkindern ist damit zum Leidwesen beider Seiten heute oft stark eingeschränkt.

Für viele Interviewpartner/innen dominierte das Deutsche je nach Wohnort und Arbeitsplatz das Alltagsleben. Davon zeugt auch die speziell kultivierte

Liebe zur deutschsprachigen Literatur und zur österreichischen Kultur. Die bewusste Pflege von Sprache und Kultur darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit Österreich auch und vielfach vor allem traumatische Erfahrungen wie Beraubung, Vertreibung und die Ermordung von Verwandten verbunden sind. Die Beziehung vieler Juden und Jüdinnen aus Österreich zur Zweiten Republik ist daher sehr ambivalent. Dies gilt auch für jene, die Österreich nach 1945 regelmäßig besuch(t)en. Die meisten Interviewpartner/innen reisten erst nach Jahrzehnten wieder in ihr Herkunftsland, einige betraten es nie wieder. Auch die Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft war und ist mit starken Ambivalenzen verbunden. Nicht zuletzt, weil die Republik Österreich jüdischen Vertriebenen über viele Jahrzehnte die Wiedererlangung der Staatsbürgerschaft erschwerte bzw. unmöglich machte, wodurch sich diese erneut gedemütigt fühlten. Erst seit 1993 können ehemalige Österreicher/innen die Staatsbürgerschaft zurückerhalten, ohne eine andere aufgeben oder einen Wohnsitz in Österreich vorweisen zu müssen.



www.bawagpsk.com

***Ihr Bankpartner –
immer in
Ihrer Nähe***

Österreichweit in jeder BAWAG- und Postfiliale.





Veranstaltung im Anitta Müller Cohen-Elternheim, Dezember 1995. Foto: Dieter Hecht

Zukunft gestalten

Ihre Hoffnungen setzen die Interviewpartner/innen auf die jüngere Generation in Österreich sowie auf ihre eigenen Kinder. Die Mehrheit von ihnen besuchte Österreich gemeinsam mit ihren Kindern bzw. Enkelkindern oder ermöglichte ihnen eine Reise, um ihnen die Stätten ihrer Kindheit nahe zu bringen. Das Verhältnis der zweiten und dritten Generation zu Österreich ist ebenfalls ambivalent. Geprägt ist es durch die Erfahrungen ihrer Eltern, Großeltern und Verwandten während der Shoah. Deren positiven Kindheits- bzw. Jugenderlebnisse fehlen diesen Generationen. Während ihrer Aufenthalte in Österreich begeistern sie sich für Architektur und Landschaft. Private Kontakte mit nichtjüdischen Österreichern und Österreicherinnen sind jedoch selten und meistens von kurzer Dauer. In diesem Kontext ist das verdienstvolle Projekt »Spurensuche« zu nennen, das Kindern und Enkelkindern von Vertriebenen eine Reise nach Österreich ermöglicht, um sie organisiert mit österreichischen Jugendlichen zusammen zu bringen.⁹ Nur in Einzelfällen entwickeln sich daraus aber

dauerhaftes Interesse und beständige Kontakte. Die Beziehung der Nachkommen zu Österreich definiert sich über die Herkunft der Vorfahren. Zukünftige Beziehungen werden vor allem vom Umgang der nichtjüdischen Bürger/innen Österreichs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit abhängen. Nur eine aktive Auseinandersetzung mit dieser wird das Österreichbild der Israelis nachhaltig verändern. Die aktive Gestaltung einer beziehungsreichen Zukunft dient dem Interesse beider Staaten. □

Weiterführende Literatur

- Evelyn Adunka, *Exil in der Heimat. Über die Österreicher in Israel*. Innsbruck 2002.
- Thomas Albrich (Hg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945*. Innsbruck 1998.
- Helga Embacher/Margit Reiter, *Gratwanderungen. Die Beziehungen zwischen Österreich und Israel im Schatten der Vergangenheit*. Wien 1998.
- Erika Weinzierl/Otto D. Kulka (Hg.), *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft*. Wien 1992.
- Zentralkomitee der Juden aus Österreich in Israel (Hg.), *Mutterland – Vatersprache. Eine Dokumentation des Schicksals ehemaliger ÖsterreicherInnen in Israel*. Tel Aviv 2005.

Anmerkungen

Ich möchte mich bei allen im Projekt involvierten Personen nochmals recht herzlich für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung bedanken: bei allen InterviewpartnerInnen, dem Zentralkomitee der Juden aus Österreich in Israel, besonders bei Gideon Eckhaus und Jakov Stiasny, bei Albert Lichtblau und bei allen Personen und Institutionen, die zur Finanzierung des Projektes beigetragen haben, vor allem beim BM:BWK und dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus.

- 1 Das ganze Gedicht von Rose Ausländer lautet:
»Mein Vaterland ist tot – sie haben es begraben – im Feuer – Ich lebe – in meinem Mutterland – Wort.« In: Rose Ausländer-Stiftung (Hg.), »Mutterland Wort« Rose Ausländer 1901–1988. Köln 1999, 54.
- 2 Zentralkomitee der Juden aus Österreich in Israel (Hg.), *Mutterland – Vatersprache, Interviews geführt von Dieter J. Hecht und Georg J. Stiasny (Kamera/Technik)*, Tel Aviv 2005.
- 3 Die konzeptuelle und inhaltliche Ausarbeitung sowie erste praktische Schritte nahmen einige Monate in Anspruch und führten auch zur Zusammenarbeit mit Albert Lichtblau von der Universität Salzburg.
- 4 Siehe Weinzierl, Kulka (Hg.), *Vertreibung und Neubeginn*.
- 5 Siehe dazu Gerhard Botz/Brigitte Halbmayr/Helga Amesberger, »Zeitzeugen- und Zeitzeuginnenprojekt Mauthausen«, (»Mauthausen Survivors Documentation Project« – MSDP), *Genese, Projektstrukturen und erste Ergebnisse*. In: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (Hg.), *Jahrbuch 2004*, 31–67. Die Interviews sind teilweise abrufbar unter: <http://www.mauthausen-memorial.at/> (13. 1. 2006).
- 6 *Dokumente des Council of Jews from Austria*, Archiv des Irgun Olej Merkas Europa (IOME), Tel Aviv.
- 7 Archiv des IOME, *Council of Jews from Austria 1954–1963, 1961–1972; Interview mit Gideon Eckhaus, Vorsitzender des österreichischen Pensionistenverbandes in Israel*, 3. 6. 2001.
- 8 Vgl. hierzu die *Tätigkeitsberichte der Israelitischen Kultusgemeinde Wien aus den 1950er und 1960er Jahren*.
- 9 Evelyn Adunka/Dieter Hecht/Sabine Mayr, *Die Beziehungen zwischen Österreich und Israel anhand der Tätigkeiten österreichischer und israelischer Vereine, Freundschaftsgesellschaften und Initiativen seit 1945*, *Forschungsbericht*. Wien 2003, 279–282, Veröffentlichung geplant 2006/07.

VOR MIR... ARL BERG

Unsere Tipps für Ihre Urlaubsgestaltung im Sommer 2006

Fun & Action

bei Sport- und Freizeitangeboten zu Wasser, zu Lande und in der Luft.

Kultur und Unterhaltung

zum Beispiel: Bregenzer Festspiele (19.7.–20.8.), Schubertiade Schwarzenberg (3.–18.6., 26.8.–10.9.), Feldkirch Festival (18.–28.5.), Int. Milka-Riesenschokoladefest in Bludenz (8.7.), Int. Gauklerfestival in Feldkirch (28./29.7.), poolbar-Festival der Popkultur in Feldkirch (1.7.–15.8.), Kulturfestival Montafoner Sommer (15.–30.7.), dornbirn-im-puls Straßentheaterfestival (12.–14.8.), Walserherbst (26.8.–17.9.).

Praktische Inclusive-Cards

schonen das Urlaubsbudget. In manchen Regionen sind sie im Übernachtungspreis inkludiert, in anderen gibt es sie zum vorteilhaften Pauschalpreis. Je nach Region gelten sie für beliebig viele Fahrten mit den Bergbahnen, öffentlichen Verkehrsmitteln, als Eintrittskarten in Museen und Schwimmbäder.

DAS URLAUBSLAND

GANZ IM WESTEN ÖSTERREICHS LIEGT VORARLBERG. ES IST EIN ANGENEHM ÜBERSCHAUBARES LAND. GERADE EINMAL 95 STRASSENKILOMETER SIND ES VOM BODENSEE BIS ZUM ARLBERG. DIE STÄDTE UND DÖRFER VEREINEN GEKONNT TRADITION UND MODERNE.



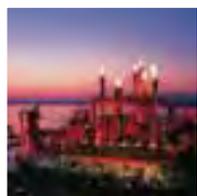
Neue Perspektiven für Ihren Sommerurlaub



- Entdeckungsreisen mit Bahn, Bus und Schiff im internationalen Vierländereck rund um den Bodensee.
- Wandern auf rund 6.000 Kilometer einheitlich markierten Wegen, auf Natur- und Kulturthemenwegen, auf Panoramawegen, auf Wegen, die zum Wasser oder hinauf zu Alpen führen.
- Unterwegs auf zwei Rädern auf rund 330 Kilometer Radwegen am Bodensee und in den Talebenen oder auf Mountainbikerouten in den Bergen.



- Outdoor-Aktivitäten vom Segeln auf dem Bodensee über Baden in Seen und Flüssen, Golfen, Canyoning, Rafting und Paragleiten bis zum Klettern in hochalpinem Gelände.
- Bunt und überraschend vielfältig das Kulturangebot: Festivals von Weltrang, bunte Feste, Messen und Ausstellungen unterschiedlichster Stilrichtungen, Sportevents, Traditionelles und Experimentelles.
- „Familien willkommen“ heisst es ganz besonders in den geprüften Betrieben und Orten des „Vorarlberg Familienclubs“. Sie bieten familiengerechte Ausstattung, spezielle Angebote und Betreuungsprogramme für die Kleinen.



Sie möchten mehr über Vorarlberg und seine Angebote wissen? Wir senden Ihnen kostenlos unsere Informationen zu!

Die Salzkammergut-Krankheit

Der Fall Miguel Herz-Kestranek

Die schon krankhaft wirkende Liebe vieler Wiener Juden zu dem Ort, an dem sie ihre Sommer verbrachten, um sich zu regenerieren, wurde schon mehrfach analysiert. Hier soll der Frage nachgegangen werden, wie sich dieses Phänomen auf die nachkommende, nach 1945 geborene Generation übertrug. Der in Wien und St. Gilgen am Wolfgangsee lebende, 1948 geborene Autor und Schauspieler Miguel Herz-Kestranek eignet sich durch viele öffentliche Stellungnahmen ideal als Subjekt der Analyse. Die Liebe seines Vaters zu St. Gilgen hat er voll in sich aufgenommen, doch ist dies eine von der Exilerfahrung und dem Bewusstsein, sie verlieren zu können, gebrochene Liebe. Wer immer sich an eine Liebe krampfhaft geklammert hat, weiß, wie schmerzhaft sie dadurch wird.

Die Familie Herz-Kestranek kommt nach St. Gilgen

Der Patriarch der Familie war Vilmos Kestranek, Zentraldirektor der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft und anderer Unternehmen, der sich 1908 eine der schönsten herrschaftlichen Villen von St. Gilgen bauen ließ. Sie ist von einem weitläufigen Park umgeben. Um seine Person ranken sich Legenden. So heißt es, die Ischlerbahn habe seiner Familie den Waggon des Kaisers zur Verfügung gestellt und die Frauen seien in Sänften den Berg hinaufgetragen worden. Der weit verzweigte Familienclan folgte dem Patriarchen und versorgte sich mit eigenen Villen und Häusern. Wie überall an den Sommerfrischeorten kreierte die Großstädter auch in St. Gilgen ein Leben unabhängig von jenem der örtlichen Traditionen: Erholung, Schwimmen, Segeln, Bergsteigen, Dilettantenaufführungen von Theaterstücken, Konzertabende, Liebesaffären und Wortwitz wurden in den verschlafenen Ort importiert. In den Gästebüchern

finden sich Spontanreime in Hülle und Fülle, genauso wie gewitzte Zeichnungen. Alles deutet darauf hin, dass diese Art des Sommers ein riesiger Spaß war, voller Ausgelassenheit und sozialer Beziehungen. Und der Ort profitierte vom Reichtum und der Wohltätigkeit der Städter.

War St. Gilgen in der Kaiserzeit wegen der Nähe des Kaiserdomizils Bad Ischl attraktiv, profitierte es nach dem Zusammenbruch der Monarchie von seiner Nähe zur neuen Festspielstadt Salzburg. Die Kultur war den Gästen aus Wien im Sommer nachgefolgt, und so manche »Größe« des Kulturlebens, etwa Marlene Dietrich, warf den Glanz der Prominenz auch auf das kleine St. Gilgen.

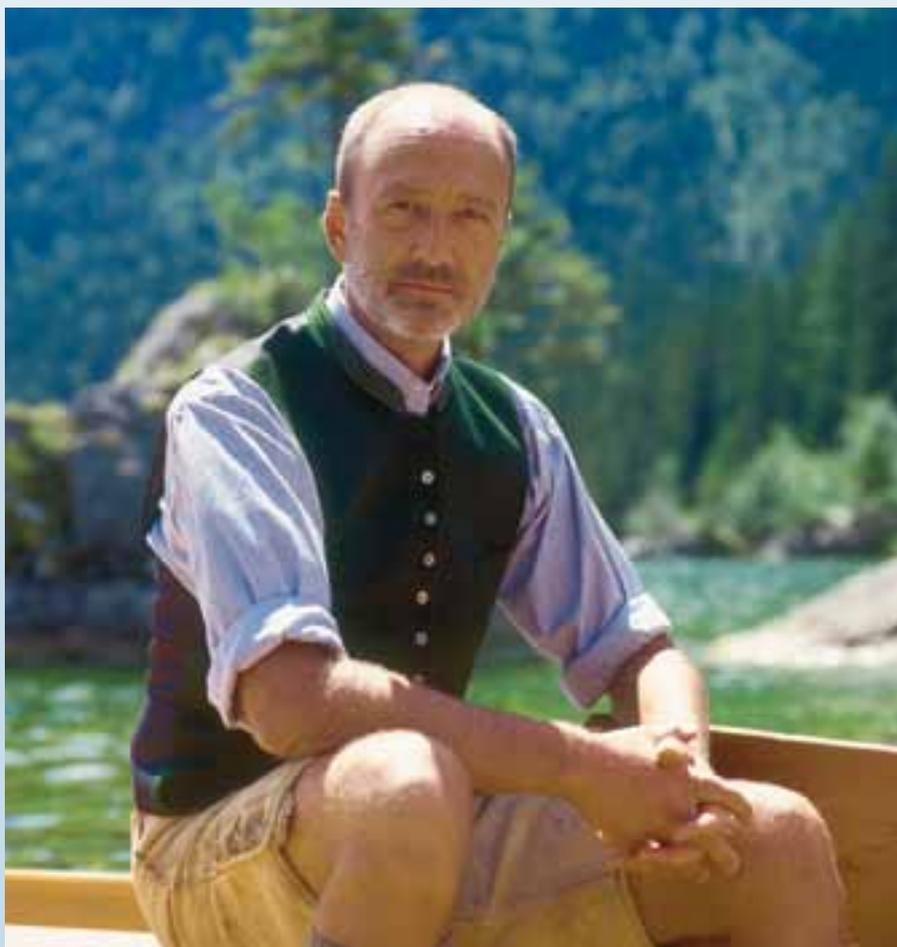
Stefan Herz-Kestranek – Die Leiden des Exils

Der Vater von Miguel Herz-Kestranek, Stefan, wurde 1909 geboren. Seine Familie war bereits zum Katholizismus übergetreten. Stefans »Papa« fungierte ab 1927 als leitender Direktor der Alpine Montangesellschaft, der Österreichischen Industriellenkammer stand er als Präsident vor, er war Kunstmäzen, Kunstsammler und vieles mehr. Stefan, ein Freund von Ernst Starhemberg, schloss sich der faschistischen Heimwehr an und war schon deswegen im Nationalsozialismus gefährdet. Die verdrängten jüdischen Wurzeln der Familie schienen ihm 1938, zum Zeitpunkt der Flucht in die Schweiz, vergleichsweise weniger relevant.

Aus dem Exil, später in Frankreich und ab Ende 1941 in Uruguay, schrieb er höchst interessante Briefe an seine Eltern, die von der Historikerin Marie-Therese Arnbom und Miguel Herz-Kestranek als Kaleidoskop der Gefühle einer Exil-Identität herausgegeben wurden. Die Briefe sind durchzogen vom dauerhaften Gefühl des Heim-

in der Zweiten Generation:

Albert Lichtblau



Miguel Herz-Kestranek.
Foto: Georg Tuskany.
Quelle: Gössl

wehs, eines Heimwehs, das sich nicht auf Österreich oder Wien bezieht, sondern auf einen Ort: St. Gilgen.¹ Aus Frankreich schrieb er am 3. September 1938 an seine Eltern: »*Richtiges Heimweh, nämlich Sehnsucht nach der Heimat, nicht nach Menschen, nach Plätzen. Darunter leide ich am meisten.*«² Wie viele Emigranten litt Stefan Herz-Kestranek unter der Qual der Heimatlosigkeit, der völligen Entwurzelung. Die deutsche Sprache bringt mit dem Begriff »Sehn-Sucht« das Ausgeliefertsein an dieses schmerzhafteste Gefühl zum Ausdruck.

Daher trieb es Stefan Herz-Kestranek trotz seiner Dankbarkeit für Uruguay nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner aus einer Kölner jüdischen Familie stammenden Frau zurück an den Ort der Sehnsucht, nach St. Gilgen. Damit erfüllte er sich den in Uruguay entworfenen Traum, den Schafberg wiederzusehen. »...*einmal werden wir auch rufen Monte de carnero video*«,³ hatte er 1941 voller Zuversicht formuliert. Zwei Kinder, danach die Scheidung, Stefan heiratet nochmals, eine Frau, die zuvor mit einem SS-Hauptmann verheiratet gewesen war.



Miguel Herz-Kestranek – Reinkarnation eines Emigranten?

Miguel Herz-Kestranek reitet seit seinem jüdischen Coming-out, das mit dem Buch über die Emigrationsbriefe seines Vaters unbeabsichtigt einhergeht, seine Attacken gegen die aufgeklärte Spießbürgergesellschaft. Eine davon verpackte er in die Erzählung über die seit 1998 alljährlich stattfindenden St. Gilgener Besuche des in Wien geborenen und nun in New York lebenden Schriftstellers Frederic Morton. So gilt etwa den »Konjunkturrittern einer lauthalsigen Antifaschismuskonjunktur« folgende Beschreibung:

»Wenn ich zu denen sage, der heilige Fred Morton, die Ikone der Emigranten, der Gut-Mensch par excellence, der in Wien der Vorzeige-Parade-Sensations-Jude ist, sitzt mit

dem Herren Juden-Nachkommen Herz-Kestranek beim Nazi-Lokal Fischer – die gehörten zu den größten Nazis in St. Gilgen, die beiden Fischer-Brüder, und sind natürlich längst tot –, und dort spielt eine völlig unreflektierte Pseudo-Tanzmusi in Lederhosen, und der Jude Morton tänzelt zum Buffet, jodelt mit, und sagt, das sei der schönste Abend seines gesamten Österreich-Aufenthaltes, wenn ich das erzählte, das glauben die mir nie, weil das nicht in ihr Antifa-Klischee passt!«⁴

Er möchte den »fünfbödigen« Witz des assimilierten Wiener jüdischen Bürgertums, den er von seinem Vater kennt, herüberretten in eine Zeit, die nur mehr wenige Partner für derartige Kommunikationsformen bietet. Also wird er oftmals zum Alleinunterhalter. Das Leben in den Sommermonaten in St. Gilgen kann er überhaupt nicht trennen von der Exilerfahrung seines Vaters. Da ist etwa die unbändige Angst vor dem Verlust des seinerzeit »arisierten« Hauses, der ständig lauende Konflikt innerhalb der Familie. Miguel wuchs mit der atavistisch-kultischen Liebe des Vaters zu diesem Ort auf. Der Vater beschwor immer wieder dessen Schönheit. Nur ein Beispiel für die ritualisierte Anbindung: Zu Silvester ging der Vater mit einem Glas Sekt auf den Steg und goss es in den Wolfgangsee, um so mit dem See auf das Neue Jahr anzustoßen.

Der Ort sei unerträglich schön, und daran ist etwas Wahres. Und er sei die »wirkliche Heimat«. Die Anbindung an St. Gilgen, und dessen ist sich Miguel Herz-Kestranek bewusst, nimmt bereits neurotische Formen an. Diese Abhängigkeit habe seine Karriere bisweilen massiv behindert, Filmangebote für die Sommermonate wurden deswegen schon abgelehnt. Seine Sympathie für Buddhismus und Spiritualität färben die Argumentation: Er fühle sich mit dem Ort schamanisch verwachsen, oder meint, vielleicht sei er eine schnell wiedergekommene Reinkarnation eines Emigranten, der zurückkehren musste. Die Berge sind dabei allerdings nur visuelle Manifestationen des Naturwunders, bestiegen habe er sie kaum.

Wo immer Miguel Herz-Kestranek hinkommt, reagiert er wie damals die Flüchtlinge aus Nazi-Österreich: Überall sucht er nach Ähnlichkeiten zu St. Gilgen. Überall stellt er sich zuerst die Frage: Wenn jetzt der Krieg käme, könnte ich hier bleiben? Was würde ich hier finden, das mir ein Surrogat für das wäre, was ich verloren habe, für St. Gilgen. Kanada würde sich anbieten mit den Bergen, die zwar viermal so hoch seien, aber sonnenüberflutete Wiesen hätten, Seen mit Felsen, einen bewaldeten Berg mit einem Spitz, das Ende der Baumgrenze: »Ja, das hat was vom Salzkammergut!«⁵



Linke Seite: Stefan Herz-Kestranek und Lieselotte Rothschild, Miguels Mutter, knapp nach ihrer Hochzeit und Rückkehr aus der Emigration in St. Gilgen, 1947. Privatbesitz Miguel Herz-Kestranek

Miguel am 3. April 1953, seinem 5. Geburtstag, mit seinem Vater Stefan auf der Ufermauer vor dem St. Gilgener Haus. Quelle: Privatsammlung Miguel Herz-Kestranek

Darauf angesprochen, kommt einzelnen eingeborenen St. Gilgnern das alles komisch und eigenartig vor. Die Wiener kommen und wollen überall mitmachen, dabei kennen sie sich überhaupt nicht aus. Sie führen sich auf! Beim Paschen⁶ klatschen sie einfach mit und können den Rhythmus nicht halten. Ein Einheimischer müsste dafür eine Flasche Wein zahlen! Eingeborener St. Gilgener kann man auf diese Art also nicht werden, heißt es hinter vorgehaltener Hand. Österreich ist in dieser Beziehung gnadenlos und hart. Profitieren, das schon, aber österreichische »Fremde« heimisch werden lassen, das nicht. Außerdem würden die Nachkommen der jüdischen Familie heute so tun, als wären sie noch in der Monarchie. Tracht und Lederhose seien ja gut und schön, aber »den Wiener« erkenne man auf den ersten Blick, trotz Verkleidung. Zumindest davon hat Miguel Herz-Kestranek sich allerdings mittlerweile weitgehend emanzipiert. Sein alljährlicher »Salzkammergut Advent«, den er seit acht Jahren konzipiert und leitet, und die dabei entstandenen intensiven Arbeitskontakte mit den besten Volksmusikgruppen der Region haben dazu geführt, dass diese ihn als einen der ihren gelten lassen. Und sein Verhältnis zu Lederhose und Dirndl beantwortete er vor einiger Zeit in der TV-Sendung »Seitenblicke« darauf angesprochen so:

»Das Dirndl ist neben dem indischen Sari das Kleidungsstück, welches jede Frau, auch die krummbeinigste Japanerin, gut aussehen lässt. Und was die Lederhose betrifft, die ich trage: Im Frühjahr 1938 hat eines der ersten Gesetze Juden das Tragen von Tracht verboten, heute darf ich wohl wieder, oder meinen Sie nicht? Und kurze Leder-

Postkarte von St. Gilgen mit Ischler Bahn, 1938. Foto: Photoverlag Erich Bährendt, Bad Ischl. Quelle: Privatbesitz Marie-Theres Arnbom

www.mondibp.com



ALLES BEGINNT BEIM PAPIER

Ob große Strategie oder kleine Notiz – fast alles wird irgendwann auf Papier dokumentiert. So muss sich auch das Papier selbst jeder Situation und Kommunikationstechnologie anpassen. MONDI BUSINESS PAPER, einer der größten Hersteller von hochwertigen Büropapieren, investiert daher laufend in Innovationen und die Optimierung ihrer Produkte.

Das Ergebnis steckt in jedem Blatt.

MONDI BUSINESS PAPER Holding
A-3363 Ulmerfeld-Hausmening
Tel. +43/7475/500-0, Fax +43/7475/500-5005
service@mondibp.com, www.mondibp.com

 A member of the Anglo American plc group



Postkarte von St. Gilgen mit Blick auf den Plombier und Villen, 1911. Quelle: Privatbesitz Marie-Theres Arnbom



Postkarte von St. Gilgen mit der Villa Kestranek. Quelle: Privatbesitz Marie-Theres Arnbom

hosen dürfen im Salzkammergut nur Einheimische und Juden auf Sommerfrische tragen. Ich bin beides, deshalb besitze ich auch zwei.«

Das Thema Anpassung und Assimilation verfolgt uns also bis in die Gegenwart. Miguel Herz-Kestranek, der dem Ort schon in einigen seiner Bücher »Denkmäler« gesetzt hat, ist sich dessen bewusst, auch wenn er sich die »Heimat« St. Gilgen von manchen Abgrenzungsversuchen der Einheimischen nicht nehmen lassen will. Zwar ist er hier aufgewachsen, in die Volksschule gegangen und auf diese Weise mit seinen Schulkollegen von damals sowie mit vielen anderen kameradschaftlich verbunden. Trotzdem empfindet er selbst es als eine ihm kaum zustehende Ehre, in einem der Wirtshäuser zum Stammtisch eingeladen zu werden. Dieses »Aus-Wien-Sein« steht unausgesprochen immer im Raum.

Gleichgültig, wie viel Zeit er auch außerhalb der Sommersaison im Ort lebt, oft heißt es: »Servas! Na, auch wieder mal auf a paar Erholungstage da?«⁷ 🌟

Anmerkungen

- 1 Miguel Herz-Kestranek, Marie-Therese Arnbom, ...also hab ich nur mich selbst! Stefan Herz-Kestranek, Stationen eines großbürgerlichen Emigranten 1938–1945. Wien-Köln-Weimar 1997, 35, 53 f., 56, 65, 74, 172, 184 f., 192, 202.
- 2 Ebd., 52.
- 3 Ebd., 192.
- 4 <http://www.herz-kestranek.com/biographie/auszeichnungen/rede.html>
- 5 Interview mit Miguel Herz-Kestranek in St. Gilgen, 2002.
- 6 Mundartlich für rhythmisches Klatschen der Tänzer im Verlauf eines Volkstanzes.
- 7 Vgl. auch Albert Lichtblau, »Ein Stück Paradies ...«. Jüdische Sommerfrischler in St. Gilgen. In: Robert Kriechbaumer, Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg. Wien-Köln-Weimar 2002, 281–315.

Jonny Moser – Wallenbergs Laufbursche

Im April schoben Nationalsozialisten die jüdische Bevölkerung aus dem burgenländischen Parndorf nach Ungarn ab, darunter den dreizehnjährigen Jonny Moser. Damit begann die siebenjährige Flucht seiner Familie, die sie über mehrere ungarische Lager führte. Mehrmals entkam sie nur knapp der Auslieferung an die NS-Vernichtungsmaschinerie. Der Historiker Jonny Moser bettet die Erinnerungen an das Überleben seiner Familie auf faszinierende Weise in die Geschichte Österreichs und Ungarns zwischen 1938 und 1945 ein. Einen Schwerpunkt bildet dabei seine Mitarbeit bei Wallenbergs Hilfsaktion.



Jonny Moser – Wallenbergs Laufbursche. Jugenderinnerungen 1938–1945
Hg. von Eleonore Lappin und Albert Lichtblau, ca. 400 Seiten, gebunden
ISBN-10: 3-85452615-6, ISBN-13: 978-3-85452-615-5
ca. EUR 23.90 / sfr 41.90. Erscheint im Sept. 2006 im Picus Verlag, Wien.

NIEDERÖSTERREICH

★ WIR HABEN NOCH VIEL VOR.



»Entheimatet«

Erinnertes Leben – erzähltes

Renate S. Meissner

Was bedeutet erinnertes Leben – erzähltes Gedächtnis? Wie wird erinnertes Leben zu erzähltem Gedächtnis? Welche Transformationen müssen stattfinden, bis Betroffene ihr erinnertes Leben zum erzählten Gedächtnis machen? Welche Phasen durchläuft dieses Wissen, was bedeutet dieser Prozess für die Personen selbst?

Die Erfahrung im Kontakt mit Opfern des nationalsozialistischen Regimes hat gezeigt, dass es neben den emotionalen Anstrengungen für viele der Betroffenen auch eine befreiende Wirkung haben kann, wenn sie durch Erzählen oder Niederschreiben ihr erinnertes Leben zu einem erzählten Gedächtnis machen. Ihre Erinnerungen werden dadurch zu einem allgemeinen Gedächtnisgut und lassen die nachfolgenden Generationen an der persönlichen Geschichte, die nicht nur ihr Leben gravierend bestimmt hat, sondern auch ein Mosaikstein der Gesamtgeschichte ist, teilhaben. Es erhellt die Gesamtzusammenhänge, vervollständigt das Bild bzw. zeigt Details, zeichnet die entsetzlichen Facetten, unter denen die Opfer des nationalsozialistischen Regimes zu leiden hatten, und leistet somit einen wesentlichen Beitrag zum Verstehen und Verständnis. Man könnte sagen, dass bei der Transformation von erinnertem Leben zum erzählten Gedächtnis eine Brücke zu einem Dialog geschlagen wird. Auch wenn dieser Dialog zwischen ErzählerInnen und Lesenden zumeist ein stummer bleibt, so ist deren ganz persönliche Geschichte doch in die öffentliche Welt, in das gesellschaftliche Gedächtnis gelangt.

Im vorliegenden Beitrag haben sich sechs Personen,¹ alle Opfer des Nationalsozialismus, bereit erklärt, aus ihrem erinnerten Leben ein erzähltes Gedächtnis werden zu lassen. Sie leben heute auf fünf verschiedenen Kontinenten in fünf Ländern: Australien, Indien, USA, Simbabwe und Österreich.

Bei allen handelt es sich um Antragsteller/innen des Nationalfonds und/oder des Allgemeinen Entschädigungsfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Sie haben ihre Erinnerungen an ihr Leben, ihre Verfolgung sowie ihren Neubeginn in einem anderen Land bei ihrer Antragstellung im Zuge der späten Anerkennung durch die Republik mit uns geteilt.² Zwei der erzählenden Personen wurden aus politischen Gründen verfolgt und geben Einblick, wie es ihnen beim Verbleib in ihrem eigenen Land ergangen ist.

Janet Zwiebel, geb. Finni Jetty Nussbaum, 2005. Foto: Privatsammlung Janet Zwiebel

Rechte Seite: Kinderfoto von Felice Mathur. Foto: Privatsammlung Felice Mathur



Gedächtnis aus fünf Kontinenten

Janet Zwiebel, Florida:
**»Ich werde den Tag des »Anschlusses«
 niemals vergessen ...«**

Ich werde den Tag des »Anschlusses« niemals vergessen. Freitag Nacht hatten wir keine Ahnung, dass die deutschen Truppen über die Grenze kamen. Am Samstag Morgen, dem 12. März 1938, als ich zur Schule ging, war es mir plötzlich bewusst, dass etwas geschehen war, denn die Gebäude auf der Rotenturmstraße waren vollkommen mit Nazifahnen bedeckt. Es war früh und kaum ein Mensch auf der Straße zu sehen. Auf meinem Mantel hatte ich am Revers die österreichische Fahne mit dem Motto »Seid einig«.³ Plötzlich kam ein Mann auf mich zu, der mit jemandem im Eingang eines Gebäudes wartete, und riss mir diese Spange vom Revers. Der zweite Mann sagte zu mir: »Sagen Sie nichts, gehen Sie weiter!« In diesem Moment wurde mir klar, dass der »Anschluss« begonnen hatte. Ich erreichte die Schule und fand einige Mädchen tanzend und voll Freude beim Eingang. Eines dieser Mädchen war meine Schulkollegin, die hinter mir saß. Ich hatte keine Ahnung, dass sie eine Nazi war. Ich kam ganz erschüttert und krank nach Hause. Die Änderungen in unserem Leben folgten schnell. Mein Vater, der ritueller Schlächter bei der Jüdischen Kultusgemeinde war, wurde kurz danach von einigen SS-Leuten in einem Auto abgeholt. Meine Mama und meine Geschwister wussten nicht, warum und ob wir ihn je wieder sehen werden. Es wurde ein Propagandafilm gedreht, wie Papa uns später erklärte. Er musste im Schlachthaus das Schlachten vorführen. Wiederholt wurde Papa verfolgt und zum »Spottspielen« benützt. Er war als religiöser Mensch mit seinem Bart und seiner Kleidung leicht als Jude zu erkennen. Papa konnte seinen Beruf nicht mehr fortsetzen. Das koschere Schlachten war eingestellt. An einem Abend



im September (ich glaube, es war der 26.) wurde Verdunklung erklärt. Es war ein Freitag Abend und die ganze Stadt war im Dunkeln. Wir waren schon längst ins Bett gegangen, als meine Eltern durch lautes Bimmeln an der Tür geweckt wurden. Die Leute in SA-Uniform forderten mit lauter Stimme, dass sie meinen Vater wollten. Meine Mutter bettelte, dass sie uns in Ruhe lassen sollten, doch es half nichts. Die Türe war an einer Kette und im Spalt ein Revolver sichtbar. Verzweifelt weckte uns Papa und schrie: »Kinder, macht alle Fenster auf,



Bestätigung, dass Maximilian Stern* »mit der Waffe in der Hand für die Freiheit und Unabhängigkeit Österreichs gekämpft« hat.

Rechte Seite, links: Die Mutter und die beiden Schwestern Maximilian Sterns* 1941. Foto: Privatsammlung Maximilian Stern*
Rechte Seite, rechts: Felice Mathurs Mutter und Schwester Grete 1939 in Wien. Foto: Privatsammlung Felice Mathur

dreht alle Lichter an und schreit um Hilfe!« Es war wie ein böser Traum. Wir schrieten um Hilfe, bis jemand die Polizei rief. Als die Polizei erschien, konnten wir die Stimmen unten hören, wo sich eine ganze Gruppe mit SA-Leuten angesammelt hatte, und endlich wurden sie vertrieben. Mit erstem Tageslicht verließ Papa unser Heim und blieb versteckt, bis wir Wien verließen. Meine Tante, die nicht mit uns mitkommen konnte, ist zurückgeblieben und hat ihr Leben im Konzentrationslager verloren. Als der großesehnte Tag kam, wo wir ein Taxi zum Bahnhof nahmen, hielt der Chauffeur das Geld zurück, eine viel größere Summe als ihm gebührte. Dies war die letzte Abschiedserinnerung für uns von Wien, die Stadt, die wir liebten.

Maximilian Stern*, Sydney: »Von Menschenwürde war keine Rede mehr ...«

Ich wurde im September 1922 in Wien geboren und gemäß Geburtsschein und Heimatschein war ich noch bis 13. März 1938 österreichischer Staatsbürger. Wegen des »Anschlusses« an das Deutsche Reich wurde die Lebensexistenz für mich sowie für meine Mutter und Geschwister gänzlich bedroht. Ich durfte als Jude weder lernen noch eine Lehrstelle annehmen, keine Parkanlagen betreten, weil es Juden und Hunden verboten war; und diese Erfahrung habe ich gemacht, als ich mit meinem Bruder Klaus zusammen auf einer Bank im Wiener

Augarten saß: Es war Mitte Mai 1938, da kamen drei HJ-Buben im Alter von ungefähr elf bis zwölf Jahren auf uns zu. Zuerst haben sie uns verspottet und nachher ordentlich verprügelt und wir konnten uns nicht wehren, und wenn der Parkwächter nicht zu den HJ-Jungen gesagt hätte, dass sie uns in Ruhe lassen sollen, so wären wir vielleicht gar nicht am Leben geblieben. Solche und ähnliche Vorfälle sind uns noch einige Male auf der Straße passiert und das war der Anlass, so schnell wie möglich unsere Heimat unfreiwillig zu verlassen, um noch weiteren Verfolgungen zu entgehen. Es war kein leichter Entschluss für uns, mit 15 und 17 Jahren, ohne Lebenserfahrung und nicht einen Groschen in der Tasche, nur mit der Kleidung, die wir am Leibe trugen, aus Österreich wegzugehen. Wir waren uns des Ausmaßes, welcher Gefahr wir ausgesetzt sind, überhaupt nicht bewusst, aber wir mussten es tun, um unser nacktes Leben zu retten. Als es dann am 16. Juni 1938 so weit war und wir uns von unserer Mutter und unseren Geschwistern verabschiedet haben, weinten alle fürchterlich und konnten es nicht begreifen und sagten, es sei ein Wahnsinn; und unsere Mutter sagte: »Kinder, ich werde euch nie wiedersehen.« Die nachfolgenden Ereignisse kann ich hier nicht in allen Einzelheiten aufzählen, denn sie sind ohne Ende.

Wir fuhren mit einem Autobus Richtung Oberhollabrunn. Einige Kilometer vor Oberhollabrunn stiegen zwei Gestapobeamte ein, kamen direkt auf uns zu und sagten zu uns: »Ihr wollt über die Grenze in die Tsche-

choslowakei, aussteigen!« und wir wurden dann in einen Bauernhof nahe der Straße geführt. Gleich beim Eingang auf der rechten Seite in diesem Haus war ein Raum, in dessen Mitte nur ein großer Eichenschreibtisch mit großen Schubladen stand. Hinter diesem Schreibtisch saß ein Gestapobeamter, groß und schlank, zirka 32 Jahre alt, der uns vernahm und uns ausfragte. Das Allererste, was er uns fragte, war, ob wir Geld, Gold, Diamanten oder sonstige Wertgegenstände hätten. Als wir ihm antworteten, dass wir weder Geld oder Gold noch sonst irgendetwas hätten, wurde er ungemütlich und schrie uns an: »*Saujuden, warum lügt ihr!*« Er rief einen Mann herein mit Namen Franz, der sofort hereinstürmte und uns anschrie: »*Ausziehen, alle Kleider ausziehen!*« Er untersuchte unsere nackten Körper und



schaute uns sogar in den Hintern hinein mit einer Taschenlampe und zerschnitt sämtliche Nähte an unserer Kleidung, um zu prüfen, ob dort nichts versteckt sei. Mit den Kleidern in der Hand wurden wir wie Rindvieh in eine große Halle gejagt, wo bereits hunderte Männer, Frauen und Kinder auf dem Zementboden lagen oder saßen, viele mit weit geöffneten Augen, die ganz verwirrt auf ihr trauriges Schicksal warteten. Beim Einbruch der Dämmerung, ungefähr um acht Uhr abends, wurde ein wenig Essen in die Halle gebracht, bestehend meistens aus Brotstollen oder Sandwichs, welche sie den Opfern zuerst abgenommen hatten. Aber nicht viele dieser Menschen zeigten Interesse oder Appetit, nur die kleinen Kinder schrien vor Hunger. Die schlaflose Nacht dauerte eine Ewigkeit, das Heulen der Kinder und das Stöhnen ihrer Mütter machten es noch viel schlimmer.

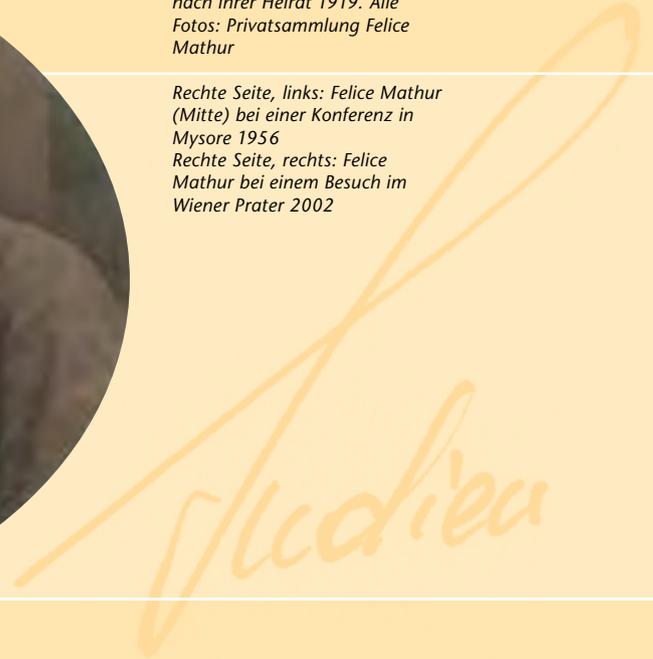


Kurz gesagt, wir wurden ungefähr sechs Wochen zwischen der österreichischen und tschechoslowakischen Grenze bei Oblas, nahe Znaim, hin und her gejagt wie Rinder und in Gefängnisse verbracht – ohne Nahrung. Dafür gab es Misshandlungen, von Menschenwürde war überhaupt keine Rede mehr. Mit ein wenig Glück gelang es mir und meinem Bruder, Brünn zu erreichen, wo wir einen Onkel und eine Tante hatten. Drei Monate später schlossen wir uns der Zionistischen Jugendgruppe an und konnten zum Glück in den nächsten illegalen Transport nach Palästina eingereiht werden. Um den 29. Oktober 1938 wurden zweihundert Leute, meistens Jugendliche, auf das Donau-Passagierschiff *Minerva* in Bratislava eingeschifft. Unter Begleitung der Gestapo fuhren wir die Donau hinunter bis zum Schwarzen Meer, Delta-Hafen Sulina, wo wir in einen Kohlenfrachter, eine Art türkisches Piratenschiff von 800–1000 Tonnen mit dem Namen *Jepa*, umstiegen. Die Besatzung der Schiffsmannschaft zählte acht Mann inklusive Kapitän. In dieses Schiff wurden wir wie Rindvieh verfrachtet, im Innenraum des Schiffes lagen wir wie Sardinen auf den kalten feuchten Holzplanken im Laderaum. Unter solchen unmöglichen Umständen ging die Reise nach Palästina los, sie dauerte eine Ewigkeit. Die Nahrung bestand nur aus bitterem schwarzen Tee mit Rum und ein wenig Zwieback. Noch dazu wurden wir aufgrund der Stürme und des starken Seegangs alle sekrank und sahen kaum das Tageslicht. Man schrie nach Wasser oder nach etwas zum Essen, aber niemand hörte unsere Hilferufe. Einige Frauen und Kinder bekamen



Die Eltern von Felice Mathur nach ihrer Heirat 1919. Alle Fotos: Privatsammlung Felice Mathur

Rechte Seite, links: Felice Mathur (Mitte) bei einer Konferenz in Mysore 1956
Rechte Seite, rechts: Felice Mathur bei einem Besuch im Wiener Prater 2002



für sexuelle Gefallen ein Glas Wasser von der Schiffsmannschaft. Die Toilette bestand aus Brettern, die über die Schiffsseite ins Meer ragten und für die englische Kriegsmarine vor der palästinensischen Küste eine Zielscheibe, da »illegale Schiffe«, waren. In der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1938 gelang es endlich, in Palästina zu landen, der Landungsort an der Küste hieß Netanya. In Palästina selbst war das Leben auch nicht leicht, denn die Unruhen zwischen Juden und Arabern wurden von Tag zu Tag immer heftiger. Am 25. Mai 1942 ging ich als fast zwanzigjähriger Freiwilliger zur britischen Armee. Bei der Aszendierung beim Militär hatte ich fast versagt, weil ich für mein Alter zu klein und unterernährt war, aber für die Infanterie gaben sie mir eine Chance. Ich diente u. a. in Ägypten, Libyen, Italien und Frankreich. Am 30. September 1946 wurde ich schließlich von der Armee entlassen.

Ende Oktober 1947 kam ich in Wien an, in der Hoffnung, als Fünfundzwanzigjähriger in meiner alten Heimat eine Zukunft aufbauen zu können. Solange die alliierte Besatzung dort war, erhielt ich Jobs sowohl bei den Engländern als auch bei den Amerikanern. Aber von den österreichischen Ämtern erhielt ich weder die minimalste Hilfe noch Verständnis. So habe ich bald wieder beschlossen auszuwandern, entweder nach Australien oder nach Nordamerika, je nach erster Möglichkeit. Bis zu meiner endgültigen Auswanderung Mitte Oktober 1951 bekam ich nur Gelegenheitsarbeiten vom Arbeitsamt der Kraftfahrer und Hilfsarbeiter, Wien 6,

Mollardgasse 8, wo ich regelmäßig zweimal in der Woche stempeln gehen musste, damit ich Arbeitslosengeld erhalten konnte.

In einem Brief an den Nationalfonds erzählt Herr Stern die näheren Umstände und das Schicksal seiner Mutter sowie seiner beiden Schwestern:

Ich wende mich persönlich an Sie, Frau Generalsekretärin Mag. Hannah Lessing: Als Sie vor einigen Jahren in Sydney in der Jewish Museum Maccabean Hall waren, um über den Nationalfonds zu sprechen, hatte ich die Gelegenheit, mit Ihnen persönlich zu sprechen. Ich erwarte zwar nicht, dass Sie sich an mich erinnern, möglich sei es doch! Um zum Punkt zu kommen: Ich wollte bloß noch über das traurige Schicksal meiner Mutter und meiner beiden Schwestern erzählen: Im Wohnhaus in Wien im 20. Bezirk, Universumstraße 38, wohnte eine Frau im dritten Stock; ihr Name ist mir nicht mehr bekannt. Diese Frau hatte es schon lange auf unsere Wohnung im Mezzanin abgesehen gehabt, weil sie zu bequem war, die Stiegen in den dritten Stock zu steigen. Sie hat meine Mutter delogieren lassen mit der Hilfe der NSDAP, wo sie vielleicht Mitglied gewesen ist, mit der Begründung, das Haus in der Universumstraße 38 »judenrein« und »judenfrei« zu machen. Dies alles geschah zwischen Ende 1940 und März 1941. Ohne vorherige Warnung irgendeines Amtes wurden alle Möbel und Küchengeräte sowie sämtliche persönlichen Sachen auf die Straße gestellt. Was mit diesen

passiert ist, wusste niemand. Diese Information erhielten wir nach dem Krieg 1945/1946 von drei Frauen, die noch in demselben Haus wohnten und meine Mutter gut gekannt hatten. Frau G., die im zweiten Stock mit ihrer Tochter wohnte, dann eine gewisse Frau M., die im ersten Stock wohnte, und unsere unmittelbaren Nachbarn. Was konnte meine arme, verhungerte Mutter gegen die Gewalt tun? Nun zum Punkt: Wie viel damals im Jahr 1941 die aus Eichenholz bestehende Schlafzimmereinrichtung sowie die Küchengeräte, der Ofen und die anderen Möbel wert waren, weiß ich nicht, da ich damals als Sechzehnjähriger weder verstehen noch begreifen konnte, was da passiert ist. Soweit ich mich erinnern kann, handelte es sich um eine Zinswohnung, in der wir wohnten, und das ist alles, was ich weiß. Meine Schwester Klara erlitt durch diese Aufregungen einen Herzanfall und wurde ins Spital eingeliefert, wo sie im Februar 1941 starb. Meine Mutter wurde am selben Tag mit meiner Schwester Sophie in ein Sammellager in Wien im 9. Bezirk, Fechtergasse, eingeliefert, wo sie zirka sechs bis neun Monate unter unmenschlichen Umständen lebten, bevor sie gemeinsam mit zirka 600–700 Personen in das Ghetto Kielce nach Polen abtransportiert wurden, von wo sie nie wieder zurückkamen. Kurz gesagt, unsere Wohnungseinrichtung und unsere persönlichen Wertgegenstände hatten für uns Überlebende und Hinterbliebene einen unbezahlbaren Wert.



Aufgrund dessen, dass ich seelisch aus der Lebensbahn geschleudert wurde, leide ich seit damals an Komplexen sowie an ständiger Migräne und Schlafstörungen. Auch wenn der Arzt oder Spezialist physisch nichts bei mir finden kann, ist dies noch lange kein Beweis,

dass ich nicht leide, aufgrund dessen, was ich alles durchmachen musste. Jetzt nach fünfzig Jahren wäre es Zeit, dass mir die österreichische Regierung beisteht und einsieht, dass mir Unrecht getan wurde und mich nicht allzu lange warten lässt sowie guten Willen und Verständnis zeigt, denn mit 73 Jahren hat man nicht mehr sehr viel Zeit, ein wenig Gerechtigkeit zu erwarten.

Felice Mathur, Indien: »I guess I was very lucky!«

Ich danke Ihnen besonders für Ihr Interesse, Opfern des Nationalsozialismus behilflich zu sein. Ich glaube, ich hatte in meinem früheren Schreiben schon erwähnt, dass es meinen Eltern finanziell recht gut ging. Meine Mutter war eine richtige Sammlerin, noch als meine jüngere Schwester und ich Kleinkinder waren, sammelte sie schon für unsere »Ausstattung« – Perserteppiche, Silber,



etc. Wir hatten in unserer Wohnung schöne Gemälde, antike Möbel und insbesondere eine gute Bibliothek – alle Klassiker in Leder gebunden, eine enorme Bibel (in Leder), handgeschrieben und mit viel Gold bemalt. Ich war sehr jung und schätzte dies alles nicht – es war eben alles da – Kinderfräulein, Köchin, Auto mit Chauffeur – I guess I was very lucky! Da ich ja von 1939 an elf Jahre lang in England war und ich mir irgendwie eine Existenz aufbauen musste, dachte ich nicht an Entschädigungen und wusste auch nichts darüber. Und seit 1950 bin ich in Indien, also so weit weg von allem ...

Ich wohnte in Wien im 3. Bezirk bis zu meiner Emigration Ende Mai 1939 – davon über ein Jahr unter occupation. Im März 1938 musste ich das Realgymnasium,

Gertrud Gabernig, geb. Bernthaler, 1942 als Lehrerin in Selzach im deutsch besetzten Oberkrain. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig



die siebte Klasse, wegen meiner jüdischen Religion verlassen. In normalen Zeiten hätte ich weiterstudiert nach der Matura – die Universität besucht. So musste ich also die Schule unterbrechen und im April 1939 nach England als »domestic servant« auswandern. Natürlich hatte ich dann kein Geld, um dort zu studieren. Daher konnte ich nie einen guten Beruf erlernen. Vor meiner Auswanderung half ich für zirka drei bis vier Monate meinem angeheirateten Onkel, der Zahntechniker



Die Geschwister von Gertrud Gabernig 1927 (v.l.n.r): Franzi, Trude, Pepi, Martha und Ewald Bernthaler im Garten der Volksschule St. Peter im Holz. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig

war, um beschäftigt zu sein. Mein Vater wurde Anfang April 1938 nach Dachau geschickt – er war Kaufmann und hatte einige Fleischgeschäfte, die ihm sofort weggenommen wurden, wie auch unser Auto und unser Lastwagen. Wir lebten vom Verkauf von Schmuck und Teppichen, später, nach meiner Auswanderung nach England (als Hausgehilfin), verschwanden mein Vater und meine jüngere Schwester in Polen. Meine Mutter, die »Arierin« war, starb an Krebs während des Krieges.

Als ich nach England kam, war ich noch nicht einmal 19 Jahre alt, hatte nur zehn Reichsmark und keine Wertsachen mit und konnte nicht sehr gut Englisch. Bis zu meinem 18. Lebensjahr hatte ich ein »Fräulein«, war also sehr behütet erzogen worden.

Ich war viel zu jung, als ich Wien verließ im Jahr 1939, alles Materielle interessierte mich einfach überhaupt nicht – und so ist es auch noch heute.

Was ich aber wissen möchte ist, wo, wann und wie mein Vater gestorben ist, und meine jüngere Schwester, Greta Spiegel (ermordet in Auschwitz ?) – und das habe ich leider niemals erfahren – suchte beim Roten Kreuz an – nichts.⁴ Und das ist es, was mir im Leben fehlte – nicht der blöde Schmuck, die Perserteppiche, die Bilder .

Ich lebe seit 1950 in Südindien, 1956 verließ ich meinen indischen Mann, und lebe seit dieser Zeit alleine. Und jetzt bin ich fast 81 Jahre alt und bin total alleine – habe keine Kinder – niemanden. Kein Mensch würde sich jemals über etwaigen Nachlass kümmern.



Gertrud Gabernig 1981.
Foto: Privatsammlung
Gertrud Gabernig

Kurt Huber*, Österreich⁵: »Mit dem Fahrrad in die Freiheit«

Im November 1941 führten Arbeitskollegen von mir (da ich in einem Rüstungsbetrieb, der Hütte Donawitz, arbeitete, musste ich nicht einrücken) eine Spendensammlung zugunsten von Frauen und Kindern politisch Verfolgter und deswegen Inhaftierter durch. Mit dem gespendeten Geld hätten für diese bedürftigen Menschen zu Weihnachten Lebensmittel und andere notwendige Dinge gekauft werden sollen. Ich beteiligte mich an dieser Sammlung mit der Spende eines kleinen Geldbetrages, da mir die Not dieser Menschen zu Herzen ging. Der Ordnung wegen wurde bei dieser Sammlung eine Spenderliste geführt, in die auch ich mit meiner Spende aufgenommen wurde. Diese Liste gelangte unglücklicherweise in die Hände der Gestapo. Um die Mittagszeit des 13. November 1941 wurde ich von der Gestapo an meinem Arbeitsplatz in der Hütte Donawitz aufgesucht und festgenommen. Ohne mir den Grund für meine Festnahme zu sagen, sperrte man mich in eine finstere Kammer am Werksgelände. Erst gegen Mitternacht wurde ich abgeholt und in das Strafgefangenenhaus in Graz verbracht. Dort stieß man mich in eine völlig verdunkelte inventarlose Zelle, die schon mit Männern überfüllt war. Den genauen Grund meiner Verhaftung und die Tatsache, dass ich nunmehr in Untersuchungshaft war, erfuhr ich erst nach einigen Tagen.

Die nachfolgende Zeit war für mich nur schwer zu ertragen. Mir war es schlichtweg unbegreiflich, warum ich eingesperrt worden war. Ich durfte keinerlei Besuche oder Post empfangen, mithin auch nicht mit meiner Ehegattin Barbara Kontakt aufnehmen. Diese musste sich in dieser schon unter herkömmlichen Umständen schweren Zeit völlig alleine ohne jede Hilfe durchbringen; und zwar nicht nur sich selbst, sondern auch unse-

re Kinder Kurt, der 1937 geboren worden war, und Karl, der sieben Monate nach meiner Verhaftung zur Welt kam. Das belastete mich sehr. Dazu kamen die zum Teil furchtbaren Haftbedingungen. Meine Zelle lag unmittelbar über dem Raum, in dem die Häftlinge geköpft wurden. Ich musste daher mitanhören, wie Menschen um ihr Leben bettelten, verzweifelt schrienen und letztlich durch das Fallbeil ermordet wurden. Nicht zuletzt führte mich der bohrende Hunger, den ich wegen der kärglichen Kost (Krautsuppe mit einem Stück Brot und Kaffee als Standardration) leiden musste, an die Grenzen meiner Belastbarkeit. Nahrungsmittel, die Barbara sich und den Kindern vom Mund absparte und mir schickte, wurden, wie ich erst später erfuhr, niemals an mich weitergeleitet.

Erst mehr als ein Jahr nach meiner Verhaftung fand eine Gerichtsverhandlung statt. Mir war zwar ein Pflichtverteidiger beigelegt, dessen Aufgabe bestand jedoch offensichtlich bloß darin, dem Verfahren den Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen. Das »Gericht« verurteilte mich wegen meiner Weihnachtsspende nach nur wenigen Minuten der Verhandlung »wegen Vorbereitung zum Hochverrat« zu fünf Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Zugleich wurde bestimmt, dass ich in das Lager Mauthausen überstellt werden sollte, um dort meine Haftzeit zu verbüßen. Meine Papiere waren schon in Mauthausen eingelangt, da suchte die Gefängnisverwaltung in Graz unter den Häftlingen einen Gemüsegärtner. Zumal ich diesen Beruf erlernt hatte, meldete ich mich. Nachdem ich meine Fachkenntnisse unter Beweis gestellt hatte, bestimmte man, dass ich in der gefängniseigenen Gemüsegärtnerei als Gärtner arbeiten solle. Zugleich wurde meine Überweisung nach Mauthausen aufgeschoben. So arbeitete ich von früh morgens bis spät abends im Garten und verbrachte nur die Nächte in der Zelle. Da der Bedarf an Gemüse ein großer war, hatte ich (wie mir freilich nach dem Krieg erst wirklich bewusst wurde) das Glück, dass sich die Gefängnisverwaltung bis zum Ende meiner Gefangenschaft weigerte, den regelmäßig erfolgten Anordnungen der Überstellung meiner Person nach Mauthausen zu entsprechen. Nur am Rande sei erwähnt, dass es mir meine Tätigkeit auch ermöglichte, den Gefangenen verdeckt Nahrungsmittel aus dem von mir betriebenen Gemüseanbau zukommen zu lassen.

Nichtsdestotrotz war auch diese Zeit der »regulären« Haft eine schwere. Seelische Belastungen und trotz Gärtnerei nur kärgliche Kost führten dazu, dass ich Mitte 1943 schwer erkrankte. Ich magerte völlig ab und verlor sämtliche meiner Haare (sie wuchsen später nicht mehr



Porträt von Franz Bernthaler in Gestapohaft in Klagenfurt, Juli 1943, gezeichnet von seinem Mithäftling Tollinger, der später in Graz als Regimegegner geköpft wurde. Quelle: Privatsammlung Gertrud Gabernig

Franz Bernthaler 1942. Foto: Privatsammlung Gertrud Gabernig

nach). Es stellten sich eine Lungenentzündung und eine fiebrige Gelenksentzündung ein. Ohne mich bewegen zu können, kam ich in die Krankenstation. Dort fand ich glücklicherweise die liebevolle Pflege eines Mithäftlings. So gelang es mir in der Folge, mich langsam zu erholen.

Als die Russen am Ende des Krieges nahe an Graz herangekommen waren und schwere Bombardements auch in der unmittelbaren Nähe des Gefängnisses stattfanden, verließen die Nazis das Gefangenenhaus. Nur wenige Wachorgane, zum Großteil verdeckte Regimegegner, blieben zurück und entließen die Inhaftierten in die ersehnte Freiheit. So wurde auch ich, mit einem Entlassungsschein ausgestattet, am 4. April 1945 entlassen. In einem Bombentrichter fand ich ein Fahrrad, das ich so weit reparierte, dass man damit fahren konnte. Sodann machte ich mich auf den Weg in Richtung Trofaiach. Aufgrund der Kriegswirrnisse war die Fahrt nicht nur beschwerlich, sondern auch überaus gefährlich. Nahe Frohnleiten wurde ich von deutschen Soldaten, die noch nicht kapituliert hatten, aufgegriffen und zu einer Kommandostelle geführt. Von dort aus sollte ich an die nahe Ostfront gebracht werden. In einer unübersichtlichen Situation nutzte ich die Gelegenheit und ergriff die Flucht. Vorbei an Gefangenentransporten und Armeeeinheiten gelangte ich völlig erschöpft nach Trofaiach zurück zu meiner Familie. Hier sah ich übrigens

erstmalig mein Kind Karl. Die Wiedersehensfreude war allerdings eine nur kurze. Einen Monat nach meiner Rückkehr wurde nämlich mein älterer Sohn Kurt von einem russischen Panzer überrollt und getötet.

Gertrud Gabernig, Österreich: »Ein zweiter Massenmord in Stein«

Mein Vater, der Oberlehrer Franz Bernthaler, wurde im März 1938 aus rein politischen Gründen als Lehrer und Schulleiter der Volksschule St. Peter im Holz, Gemeinde Lendorf bei Spittal an der Drau, verhaftet, fristlos (ohne Bezüge) entlassen und samt seiner Familie (Frau und fünf Kinder, vier davon noch schulpflichtig) aus der Gemeinde ausgewiesen. Nach seiner Enthftung zogen wir im Sommer 1938 nach Klagenfurt und erhielten dort als Wohnung nur einen umgebauten Pferdestall (zirka 55m², ohne Wasserleitung, ohne WC). Mein Vater erhielt 1939 nach Ansuchen eine Zweidrittel-Pension zuerkannt.

Ich selbst maturierte im März 1940 an der Lehrerbildungsanstalt Klagenfurt und wurde gleich angestellt, aber im Sommer 1940 aus politischen Gründen aus dem Schuldienst (ohne Bezüge) entlassen. Während dieser Zeit war ich zu Hause bei meinen Eltern in Klagenfurt und lebte in schwierigsten finanziellen Verhältnissen, da unser Vater erst nach längerer Zeit eine Anstellung

im »Bischöflichen Ordinariat« fand. 1941 wurde ich – für die Dauer des kriegsbedingten Lehrermangels – wieder angestellt, erhielt aber für die Zeit meiner Entlassung damals und bis zum heutigen Tag keinerlei Entschädigung.

Im Juni 1943 wurde mein Vater neuerlich wegen NS-feindlicher Einstellung und Betätigung von der Gestapo verhaftet und im August 1944 vom Volksgerichtshof Berlin mit mehreren anderen Widerstandskämpfern zum Tode verurteilt. Gnadengesuche waren erfolglos, denn am 15. April 1945 wurde er in Stein an der Donau (im Zuchthaus) mit 43 anderen politischen Mithäftlingen durch SS-Schergen per Genickschuss hingerichtet.

Franz Bernthaler war wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und ins Landesgericht für Strafsachen Wien überstellt worden. Am 5. April 1945 wurde er zusammen mit 45 weiteren zum Tode verurteilten Regimegegnern zu Fuß in Richtung Strafanstalt Bernau in Bayern in Marsch gesetzt. Zwei Häftlingen gelang unterwegs die Flucht, sodass am 9. April 44 Häftlinge in der Strafanstalt Stein ankamen. Hier entließ Generalstaatsanwalt Johann Stich die Wachmannschaften und verunmöglichte damit den Weitertransport. Damit schuf er einen Vorwand, die Regimegegner gemäß den damals geltenden verbrecherischen Richtlinien des Reichsministeriums für Justiz am 15. April erschießen zu lassen.⁶

Oskar Riegler*, Simbabwe: »Nach sechzig Jahren wurde mir ein Opferausweis ausgestellt«

Mein Bruder und ich wurden mehrere Male während des März 1938 in Wien von der NSDAP verhaftet und mussten Trottoirs und Mauern waschen oder die Slogans⁷ abkratzen. Es gelang uns sowie unserer Mutter, ein Ausreisevisum zu bekommen, und wir fuhren nach Mailand. Mein Vater gab seine Rechtsanwaltskanzlei in Wien auf und emigrierte nach Prag, seine Heimatstadt. Er war in Böhmisches Leipa geboren. Am Anfang war es ihm möglich, uns Geld zu schicken, bis er verhaftet und in das KZ Theresienstadt gebracht wurde. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Die Lebensverhältnisse wurden dann ziemlich schwer bis November 1940, als mein Bruder und ich ins Gefängnis von Mailand kamen. Nach drei Jahren im KZ und unserer Befreiung dienten wir beide in der englischen Armee. Die italienischen KZ-Verhältnisse waren primitiv und das Essen sehr einfach. Wenn man kein Geld hatte, musste

man den Gaben der italienischen Bevölkerung dankbar sein. Die Zeit der Flucht in den Bergen war schwer und da ich Malaria bekam und keine Medizin bekommen konnte, waren es wieder die italienischen Bauern, die mein Leben retteten.

Meinem Vater gelang es von Prag aus, uns temporäre tschechische Pässe zu verschaffen, die natürlich dann vom deutschen Konsul in Mailand eingezogen wurden. Mein österreichischer Pass wurde mir bei der Verhaftung in Mailand abgenommen.

1948 emigrierte ich mit meiner Frau und meinem Sohn nach Süd-Rhodesien. Da ich keinen Pass hatte, gaben mir die italienischen Behörden einen Nansen-Pass.⁸ In Süd-Rhodesien wurde ich eingebürgert und im Oktober 1979 erwarb ich wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Obwohl ich in Laibach geboren wurde, bin ich nie jugoslawischer Staatsbürger gewesen. Ich möchte noch erwähnen, dass meine Mutter von italienischen Freunden aufgenommen wurde und glücklicherweise den Krieg überlebte. Es gelang mir, sie nach Süd-Rhodesien zu bringen, und sie war mit uns bis zu ihrem 80. Lebensjahr.



Ich möchte noch mitteilen, dass mir nach zirka sechzig Jahren ein Opferausweis zugestellt wurde. I am also very grateful to the Nationalfond[s] of Österreich for this sincere gesture of goodwill and also that the Heimat hat uns survivors noch nicht vergessen.

Bitte entschuldigen Sie mein »holpriges« Deutsch, ich habe wenig Gelegenheit, es zu sprechen. Vielen Dank für das Interesse an den survivors!

Aus den vorgestellten Lebensgeschichten, die alle im Zusammenhang mit einer Antragstellung an den National- und/oder Allgemeinen Entschädigungsfonds geschrieben wurden, geht sehr deutlich hervor, wie wichtig es den Betroffenen auch in diesem Rahmen war, ihr erinnertes Leben zu einem erzählten Gedächtnis werden zu lassen. Auch zeigen sie, worauf es den Überlebenden wirklich ankommt: Obwohl es sich bei diesen Schilderungen um Anträge auf finanzielle Entschädigung handelt, kommen darin ganz andere Anliegen zum Ausdruck. So ist beispielsweise der größte Wunsch von Felice Mathur, das Schicksal ihres Vaters und ihrer Schwester zu erfahren, den auch wir, trotz intensiver Recherchen, nicht erfüllen konnten. Hier werden die Grenzen von dem, was Restitution leisten kann und was nicht – unabhängig von der materiellen Problematik –, deutlich. 🌟

Anmerkungen

- 1 *Ihnen gilt mein ganz besonderer Dank für ihre Bereitschaft, ihre Lebensgeschichten zur Verfügung zu stellen. Die mit Sternchen (*) gekennzeichneten Namen sind frei erfunden, um die Anonymität der betreffenden Personen zu wahren. Jede Ähnlichkeit oder Deckungsgleichheit mit einer Person, die diesen Namen trägt, ist rein zufällig.*
- 2 *Die Lebensgeschichten wurden mit wenigen redaktionellen Änderungen so authentisch wie möglich wiedergegeben. In diesem Zusammenhang gilt mein besonderer Dank Dr. Nina Bjalek für ihre Unterstützung bei der Auswahl der Lebensgeschichten und der Kontaktaufnahme zu unseren AntragstellerInnen. Helmut Wartlik ist besonders für seine Recherchen und das Lektorat dieses Artikels zu danken.*
- 3 *Emalliertes Abzeichen der Vaterländischen Front für Schüler und Schülerinnen (dreieckiger Fahnenwimpel nach rechts zugespitzt, im weißen Streifen mit goldener Schrift »seid einig«, ein grünes Eichenblatt zwischen beiden Wörtern).*
- 4 *Auch die zusätzlichen Recherchen des Nationalfonds blieben erfolglos.*
- 5 *Kurt Huber ist im Mai 2001 verstorben. Ich bedanke mich bei seinem Sohn für die Einwilligung zur Veröffentlichung der Lebensgeschichte seines Vaters.*
- 6 *Vgl. dazu: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, 2. Auflage. Wien 1984, 554–557. Für diese Information gilt mein Dank Dr. Claudia Kurestidis-Haider.*
- 7 *Jüdische Männer und Frauen wurden von SA-Mitgliedern, Angehörigen der HJ und NS-Sympathisanten gezwungen, mit Reib- und Zahnbürsten Krukenkreuze und Schuschnigg-Wahlparolen von Gehsteigen und Hauswänden zu waschen.*
- 8 *Ein 1922 vom Forscher und Hochkommissar des Völkerbundes für Flüchtlingsfragen, Fridtjof Nansen, entworfener Pass für staatenlose Flüchtlinge und Emigranten, für den er auch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.*



Rechts: ecoplus Geschäftsführer Dr. Ilan Knapp
Unten: Die Leiter der 4 »NÖ-Büros« in Prag, Bratislava, Budapest und Warschau

1. Mai 2004 – ein wichtiger Tag für die EU-Erweiterungsländer, aber auch für Niederösterreich als Bundesland mit einer optimalen geopolitischen Lage! Durch den Prozess der EU-Erweiterung öffnete sich in unmittelbarer Nähe zu Niederösterreich ein ungesättigter Markt mit beeindruckenden Wirtschaftswachstumssätzen. Und dies ist eine Chance für niederösterreichische Unternehmen, die genutzt werden will!

Das Land Niederösterreich erkannte jedoch schon Jahre zuvor die vielen Möglichkeiten für heimische Unternehmen und startete die Exportoffensive, um Information und Unterstützung bestmöglich zu gewährleisten. Dann ging es Schlag auf Schlag: die Wirtschaftsagentur ecoplus erarbeitete teils gemeinsam mit der Wirtschaftskammer und der Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien unterschiedlichste Angebote speziell für niederösterreichische Firmen.

So wurde etwa das einmalige Angebot der »Niederösterreich-Häuser« in Ungarn, Tschechien, der Slowakei und Polen realisiert und die Centropa Business Consulting GmbH gegründet, die Unternehmen auf dem Weg zum Auslandsgeschäft begleitet.

Die neuen EU-Länder sind besonders bedeutende Außenhandelsregionen für Niederösterreich, auch in Zukunft wird für diese Länder ein starkes Wachstum und deutliches Ansteigen der Kaufkraft prognostiziert.

Grenzüberschreitende Impulszentren

Um in den niederösterreichischen Grenzregionen die Chancen der EU-Erweiterung und der darauf folgenden Integration der Nachbarstaaten in die EU stärker wahrzunehmen, wurden von ecoplus und der NÖ Grenzlandförderungs Gesellschaft mit Unterstützung des INTERREG-Programms die Grenzüberschreitenden Impulszentren (GIZen) initiiert. »Deren Ziel ist der Abbau der Grenzen in den Köpfen«, sagt ecoplus-Geschäfts-

Mit Schwung in die neuen Märkte!

fürer Dr. Ilan Knapp, »erklärtes Projektziel ist die Anregung, Unterstützung und Umsetzung von grenzüberschreitenden Aktivitäten und Projekten sowie der Aufbau von grenzüberschreitenden Liefer- und Leistungsbeziehungen«.

Mittlerweile gibt es in den NÖ-Grenzregionen 10 GIZen. Ihre Arbeit widmet sich weitgehend dem Themenfeld »kleinregionale Unterstützung für interregionale Wirtschaftsaktivitäten«. Außerdem kooperieren die GIZen eng mit den örtlichen Bezirksstellen der Wirtschaftskammer Niederösterreich.

Internationalisierung im Erweiterungsraum

Das jüngste Ergebnis der vielfältigen Aktivitäten ist das Programm »Internationalisierung im Erweiterungsraum«, das vom Land Niederösterreich finanziert und von ecoplus umgesetzt wird:

Ziel des Programms ist, kleinen und mittleren Unternehmen zum internationalen Erfolg zu verhelfen! »Denn neben dem operativen Tagesgeschäft ist es für Klein- und Mittelbetriebe selbst nicht immer einfach, strategische Entwicklungen und deren Umsetzung in den neuen Märkten konsequent zu verfolgen«, erklärt Dr. Ilan Knapp.

Das Programm verstärkt und bündelt sämtliche Unterstützungsangebote zum Thema Internationalisierung. Dank einer Fülle von hochkarätigen Netzwerkpartnern, wie den vier NÖ-Agenturen der ecoplus, den Außenhandelsstellen in allen wichtigen Städten Zentral- und Osteuropas, der Wirtschaftskammer NÖ, der Raiffeisenlandesbank und weiteren erhalten UnternehmerInnen ein umfangreiches Service, das von der Grundlageninformation über die finanzielle Förderung bis zur Prozessberatung reicht.

Programmstart war im November 2005 – seither gehen allein bei den »NÖ-Häusern« zahlreiche Anfragen von Unternehmen ein, die Informationen über das jeweilige Land, Kooperationspartner oder Unterstüt-

zungsdienstleister vor Ort suchen. Infos rund um das Thema »Internationalisierung« sind unter www.int-eu.at abrufbar!

Im März 2006 startete eine Veranstaltungsreihe in den NÖ-Regionen zum Thema »Ist mein Unternehmen fit für die Internationalisierung?« mit dem Ziel, Impulse für die Internationalisierung zu setzen und deren Bedeutung für KMU hervorheben. Dabei gaben hochkarätige Experten aus dem Beratungs-, Finanz- und Dienstleistungsbereich fundierte Auskunft vor Ort, anschließend konnten Einzelgespräche geführt werden. Es folgten weitere Veranstaltungen in Ungarn, der Slowakei, Tschechien und Polen sowie die »1. Internationale Kooperationsmesse« im Palais Niederösterreich. Auch hier ging es darum, Information und Beratung zu bieten, sowie Kontakte zwischen Unternehmen herzustellen.

Mit all diesen Events wird aufgezeigt, dass Unternehmen von ecoplus eine kompetente und bedarfsgerechte Hilfestellung beim Internationalisierungsschritt erhalten. Die UnternehmerInnen sehen, welche vielfältigen Möglichkeiten es für Geschäftsanbahnungen in den neuen EU-Ländern gibt.



kohle und dampf

OBERÖSTERREICHISCHE LANDESAUSSTELLUNG
6. MAI - 5. NOVEMBER 2006, AMPFLWANG



Von 6. Mai bis 5. November 2006 findet in der Marktgemeinde Ampflwang im Hausruck die oberösterreichische Landesausstellung »Kohle und Dampf« statt. Von Beginn an waren Kohlebergbau und Eisenbahnwesen in Oberösterreich eng miteinander verbunden. Nirgends ist diese starke Verflechtung besser sichtbar als in der ehemaligen Kohlesortierung von Ampflwang.

Die zentrale Ausstellung in der Sortierung:

Erleben Sie auf rund 2500m² Ausstellungsfläche den faszinierenden Weg der Braunkohle aus den Tiefen des Hausruck bis in die Kessel der Dampfmaschinen. Lernen Sie den Hausruck als kontrastreiche Landschaft kennen, wo sich das Erbe des Bergbaus nahtlos in eine unberührte Naturlandschaft einfügt.

Zahlreiche faszinierende Exponate und Installationen garantieren einen unvergesslichen Ausstellungsbesuch. Der Rundgang durch die Ausstellung beginnt im Badhaus. Hier erhalten die Besucher nicht nur die Eintrittskarten, sondern erfahren auch, wie eine Berg-

mannskaue eingerichtet war. Der Weg führt weiter über einen familiengerechten Eisenbahn- und Bergbau-Erlebnisspielplatz zur ehemaligen Kohlesortierung, dem zentralen Ausstellungsgebäude. Dorthin gelangt man über einen metallenen Steg, der die Gleise überbrückt.

Im ersten Stock der Sortierung erwartet die Besucher eine Überraschung: Sie befinden sich plötzlich »unter Tage« und sehen Bergleute bei der Arbeit im Streb. Sie erfahren, wie sich der Bergbau im Hausruck von Ost nach West entwickelte und wie sich dabei auch die technischen Mittel veränderten.

Auch im Bereich der Eisenbahn erwarten den Besucher zahlreiche beeindruckende Installationen, wie z.B. ein lebensechter Bahnhof aus der Zeit um 1900. Den glanzvollen Schlusspunkt des Eisenbahnbereichs setzt schließlich eine ca. 30m² große Modellbahnanlage mit Motiven aus dem Hausruck.

Aber auch rund um das zentrale Ausstellungsgebäude gibt es einiges zu entdecken. Westlich der Sortierung wird für die Dauer der Ausstellung das sogenannte Freigelände eingerichtet, das nach dem Lösen der Eintrittskarte besucht werden kann.

Linke Seite, links: Die Original-Dampfloks der ÖGEG gehören zu den beeindruckendsten Exponaten der LA 2006, Foto: Sperer
Linke Seite, rechts: Zwei historische Dampfloks der ÖGEG vor der ehem. Kohlesortierung in Ampflwang, Foto: ÖGEG/Loidl

Unten: Kaue im Badhaus von Ampflwang, Aufnahme um 1950, Foto: Archiv Steinbichler

Das alte bergmännische Badhaus übernimmt die Funktion des Eingangsgebäudes. Der Spielplatz im kleinen Park neben dem Badhaus enthält bergbau- und eisenbahnspezifisches Gerät und ist – wie die gesamte Ausstellung – besonders erlebnis- und familienorientiert. Loks und Personenwagen, Kohlewaggons und Signaleinrichtungen können besichtigt und teilweise begangen werden.

Die Ausstellung bildet die Bühne für ein buntes Rahmenprogramm während des ganzen Sommers 2006. So werden regelmäßige Sonderfahrten mit nostalgischen Dampfzügen angeboten und auch an der OÖ. Kohlestraße werden verschiedene Ausstellungs- und Erlebnisprojekte (begehbare Kohleflöz, Draisinenfahrten etc.) realisiert.

Führungsanmeldungen sind unter der Telefon-Nr. +43 / (0) 7675 / 39 400 möglich.

Nähere Informationen zur Ausstellung erhalten Sie unter: www.landesausstellung.com oder beim Amt der OÖ. Landesregierung, Landeskulturdirektion, Promenade 37, 4021 Linz, Tel.: 0043 / (0) 732 / 7720-14369, k.post@ooe.gv.at.



Eleonore Lappin, Susanne Uslu-Pauer,
Manfred Wieninger

Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45

Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Band 45, herausgegeben von Willibald Rosner und Reinelde Motz-Linhart

Selbstverlag des niederösterreichischen Instituts für Landeskunde, St. Pölten 2006.
248 Seiten broschiert, ISBN 3-85006-167-1
Euro 25.–

Bestellungen unter: Post.k2institut@noel.gv.at

**Nur so eine Frage:
Freuen Sie sich eigentlich
auf Ihre Pension?**

**Die Prämienpension
der Wiener Städtischen.**

Private Vorsorge wird vom Staat belohnt. Alles über die Prämienpension und wie Ihre Zukunftsvorsorge unterstützt wird, erfahren Sie unter der Serviceline 050 350 350 oder www.wienerstaedtische.at

**WIENER
STÄDTISCHE**
Vienna Insurance Group

inhalt

Eleonore Lappin	Editorial	1
Birgit Wiedl	»Damit man müg sprechen, das ainer gelebt hat.« Der lange Weg zur modernen Autobiographie	2
Gottfried Glaßner OSB	Die Rückkehr der »seligen alten Zeiten« Alltag zwischen Politik und Theater nach 1848	10
Michael John	Der Zeuge an der Rampe. Ein biographisches Porträt	16
Maria Ecker	»Wir waren wie betäubt« David Boder, 1946: Interviews mit Holocaust-Überlebenden	26
Helga Embacher	Von Buchenwald nach Manila, New York, Chicago, Los Angeles und China: Der Musiker Herbert Zipper	36
Heimo Halbrainer	Auf den Spuren von Herta Reich aus Mürzzuschlag	44
Dieter J. Hecht	»Ich lebe in meinem Mutterland«	54
Albert Lichtblau	Die Salzkammergut-Krankheit in der Zweiten Generation: Der Fall Miguel Herz-Kestranek	62
Renate S. Meissner	»Enthematet« Erinnertes Leben – erzähltes Gedächtnis aus fünf Kontinenten	68

Titelbild: Foto der Familie Körner, ca. 1924, Sammlung Peter Eppel



Impressum

Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für Geschichte der Juden in Österreich, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at.

Chefredaktion: Eleonore Lappin, PR-Verwaltung: Sabine Hödl, Gestaltung: Atelier Renate Stockreiter, Lithographie: www.faksimile-digital.at, Druck: rema print

*© Institut für Geschichte der Juden in Österreich. Alle Rechte vorbehalten
Wir danken dem Bundeskanzleramt/Sektion für Kunstangelegenheiten und dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus für die Unterstützung des Drucks.*

Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für Geschichte der Juden in Österreich.